Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

VIERTES HEFT ◆ 7. JAHRGANG ◆ APRIL/MAI 1920

INHALT:

Gottfried Salomon: Proudhon's Tauschbank
Else Lasker-Schüler: Joseph
Albert Talhoff: Der rote Ignaz
Erwin Freundlich: Die Entwicklung des Physikalischen Weltbildes bis zur allgemeinen Relativitätstheorie
Max Pulver: Zwei Gedichte
Bernhard Bernson: Gespräch um Strindberg
Jakob Fromer: Der Geist Hellas im Zelte Jakobs
Die Pharisäer als Talmudlehrer
Arnold Ulitz: Sinaida
Bruno Goetz: Drei Gedichte
Paul Colin: Bücher und Zeitschriften in Frankreich

DOPPELHEFT 5,— MARK VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Demnächst erscheint:

DER TALMUD

GESCHICHTE, WESEN UND ZUKUNFT VON JAKOB FROMER

GEHEFTET 25 MARK
IN PAPPBAND GEB. 30 MARK
IN HALBPERGAMENT 40 MARK

Der Talmud gehört zu den wichtigsten, kulturbestimmendsten Werken der Weltgeschichte. In ihm schwingt die Seele des jüdischen Volkes, er gibt das Bild von dessen geistiger Entwicklung. Jeder Versuch, dieses schwer zugängliche Wissensgebiet zu erschließen, weist Wege zu kulturellen, geschichtlichen und philosophischen Erkenntnissen, die über das Judentum hinaus für die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit wesentlich sind. Fromer, der es hier unternahm, dies große Werk durchzuführen, ist wie kein anderer dazu berufen, da er seine ganze Lebensarbeit der Erforschung des Talmuds gewidmet hat. Vieles, was die Bibel im Unklaren ließ, wird durch den Talmud aufgedeckt, und Fromer gelingt es, die tiefsten Zusammenhänge zwischen dem geistigen Gehalt des antiken Judentums und der modernen Kultur darzulegen. Dies Buch wird für jeden von Bedeutung sein, der sich mit geistigen Problemen befaßt.

PAUL CASSIRER VERLAG
BERLIN

Gottfried Salomon:

PROUDHON'S TAUSCHBANK

„Meiner Ansicht nach ist es Charlatanismus und Feigheit, immer von Sozialismus zu reden, ohne etwas Sozialistisches zu unternehmen." (Proudhon.)

Gegenüber den schönrednerischen Helden der Revolution, dem Theater der Romantiker und der Tribüne der Apostel trat Proudhon hervor mit einem simplen Geschäftsunternehmen, das nicht dem Staate Gewalt antun und die Klassenordnung umkehren, sondern die Börse und Bank durch Konkurrenz lahmlegen wollte. In dem Lande, das damals noch vorwiegend agrarischen und kleinindustriellen Charakter hatte, ging der einige Kampf der produktiven Schichten gegen das Handelskapital, den Wucher und die Spekulation, denen mit Gewalt nicht beizukommen ist und die nur durch eine friedliche, moralische Tätigkeit zu beseitigen sind, während die kriegerische, politische Tätigkeit von der produktiven abhält und erst recht die Macht des Kapitals stärkt, die nicht bei den Personen, sondern in den Verhältnissen liegt.

Darum bekämpfte Proudhon den Staatssozialismus, der in den Fehler aller politischen Parteien verfällt, die Regierungssucht. „Was ist eine Regierung der Arbeit? Kann die Arbeit regieren oder regiert werden? Was hat die Arbeit gemein mit der Staatsmacht?" „Man muß die Staatsgewalt besiegen, indem man nichts von ihr verlangt; den Parasitismus des Kapitals beweisen, indem man dasselbe durch den Kredit ersetzt; die Freiheit des Menschen begründen, indem man die Initiative der Massen

organisiert"*. Proudhon erwartete alles von der Selbsthilfe, statt von der Staatshilfe wie Lassalle und Blanc, von der Freiheit und nicht von der Autorität, die immer das Prinzip des Despotismus und der Hierarchie ist, und die er als „égalitaire" verwarf.

„Es gibt zwei Arten von Freiheit . . . . Auf dem Standpunkt des Barbaren ist Freiheit gleichbedeutend mit Isolierung; derjenige ist der Freieste, dessen Tätigkeit am wenigsten durch die Tätigkeit andere beschränkt ist; die Existenz eines einzigen Individuums auf der ganzen Erdoberfläche würde so die Idee der größtmöglichen Freiheit geben. — Auf dem sozialen Standpunkte sind Freiheit und Solidarität identisch; indem die Freiheit eines jeden in der Freiheit des andern nicht mehr eine Schranke, wie die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1793 sagt, sondern eine Hilfe findet, ist der freieste Mensch derjenige, welcher die meisten Beziehungen zu seinen Mitmenschen hat . . . Die Freiheit des Wilden kann vernünftiger- und gerechterweise nicht von dem Menschen beansprucht werden, welcher in Gesellschaft lebt."

Da er an die spontane Harmonie der freien Gesellschaft glaubt, so ist sein Programm der Freiheit und Gegenseitigkeit dem Kommunismus wie der Demokratie entgegengesetzt, die die Ökonomie der Politik unterordnen und die Verwaltung einer despotischen und allgemeinen Bürokratie überliefern. Aber die soziale Revolution, die er für verfrüht hielt, kam, „ohne daß jemand weder oben, noch unten das Verständnis derselben zu haben schien. Ich weinte (schrieb Proudhon 1849) über den armen Arbeiter, den ich im voraus mehrjährigem Elend überliefert sah, über den Arbeiter, dessen Verteidigung ich mein Leben gewidmet habe und dem ich Hilfe zu leisten ohnmächtig sein würde. Wie sollte ich nicht geweint haben, wenn ich an das Bürgertum dachte, das ich zum Bankerott getrieben, gegen das Proletariat aufgehetzt sah,

*) Zitate aus „Bekenntnisse eines Revolutionärs" 1849.

das Bürgertum, gegen das der Antagonismus der Ideen und die Fatalität der Umstände mich zu kämpfen verpflichten würden, während ich mehr als irgendein anderer geneigt war, es zu beklagen."

Proudhon tritt hervor mit dem Ideal der Klassenverschmelzung, da er die Niederlage des unorganisierten Proletariats im Klassenkampfe voraussah und durch die Verallgemeinerung des Eigentums die Gegensätze versöhnen wollte; die soziale Frage war nicht durch Dekrete zu lösen, so erkannte er das Recht auf Arbeit als ein falsches Versprechen und wollte Staat und Kapital überwinden durch die Organisation der Gegenseitigkeit. Infolge der revolutionären Ereignisse vom Februar war er gezwungen, seinen „Mutualismus" ad hoc zu praktizieren, und legte bereits im April sein provisorisches Bankprojekt vor, das er Ende des Jahres in den Statuten der „Volksbank" vervollkommnete. Diese Bank ohne Kapital und mit unentgeltlichem Kredit ist keine Utopie, wie das Ikarien Cabets und das Phalansterium Fouriers.

Beitrag: Utopisten.

Der Utopismus, wie er aus der Aufklärung stammt, ist das irreligiöse Surrogat des Messianismus. Der wahnsinnige Verstand verlegt das Jenseits in die Zukunft oder ein isoliertes Paradies. „Der Auszug aus Ägypten" in das Land der Verheißung (die Musterkolonie in neuem Milieu, die nur mit ökonomisch unverdorbenen Primitiven rechnet, oder der Endkommunismus außer der Geschichte, die man überspringt) ist eine Flucht aus der Zivilisation und mutet wie eine Robinsonade oder Apokalyse an. Man nimmt eine Erreich- und Errechenbarkeit des Wunschbildes für wahr, die amerikanisiert ist. Indem man sich der Einwirkung auf die gegenwärtige Menschheit entzieht, um im Sprunge und nicht in der Entwicklung ein Ziel zu erreichen, bedient sich der Verstand eines Zaubers. Von der Welt unbefriedigt und vom Willen unverwirklicht wirft der Verstand sein Wunschbild der Welt in die

Zukunft oder Einsamkeit und fordert er die Erfüllung des Willens mit dem Ethos der Zielstrebigkeit. Während aber die echte Magie die Einheit von Menschen und Mächten anderer Welt herstellt und im Mythos eine wirkliche Geschichte in der oberen Sphäre besteht, bringt die utopische Magie keine wirkliche Geschichte und keinen Zusammenhang von Mensch und Welt zustande. Ihr Zeichen ist der Fluch und ihre pessimistische Prophetie versucht eine mögliche, nicht wirkliche, nicht entwickelte, sondern erklügelte und erzauberte Gegenwelt, die aber in derselben unteren, bloß praktischen Sphäre und der vom Boden isolierten Gesellschaft sein kann. Darum ist die Utopie ein „Ende" in dem Sinne wie eine Maschine, daß sie nicht weitergehen, aus sich fortleben, sich übersteigern kann, während der Himmel und das Jenseits, weil sie wie Gott aus der Seele kommen, endloses Leben sind. — Der Kommunismus von Marx hat gegenüber dem von Cabet oder Weitling nur utopistische Rudimente beibehalten, am Ende der Entwicklung steht der Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit, aber der endgültige Austritt aus dem Tierreich, d. h. der naturgesetzlichen Getriebenheit durch die „Verhältnisse" ist wie Hegels Erklärung vom preußischen Staate und seinem eigenen System als Ende der Entwicklung willkürlicher Abschluß der Dialektik. Auch Proudhons Lösung der sozialen Frage durch seine „Erfindung" des Mutualismus ist ein Rest des utopischen Rationalismus, der den Sprung vom Denken zum Sein braucht. Aber weder bei Marx noch bei Proudhon ist eine magische Einstellung, da sie auf Gegebenem, Gegenwärtigem aufbauen und in natürlicher Entwicklung zu einer vorläufigen rationalen Höherschichtung, über die man noch nicht hinwegsehen kann, kommen. Proudhons Plan ist nicht einer substanzlosen Phantasie entsprungen, die ohne Wesen, Halt und Boden im Leeren über der tabula rasa der Gesellschaft eine himmlische Wirtschaft zaubert; er ist eher mit dem realistischen

Verstande eines Bauern gemacht, der solid begründet und positiv entwickelt.

Als das Mittel der sozialen Reform sieht Proudhon den unentgeltlichen Kredit an, den er wesentlich aus zwei Grundsätzen folgert. 1. Arbeiten heißt Hervorbringen aus Nichts. 2. Kreditieren heißt Tauschen.

Wenn die Arbeit allein produktiv Werte schaffend ist und nicht das Kapital, das auf der Arbeit beruht, so muß das Eigentum an der Arbeit nicht dem fiktiven Kapital auf Grund eines Herrenrechtes gehören. Da jedoch die Arbeit nicht aus Nichts, sondern z. B. mit Hilfe der Naturkräfte des Bodens, Wassers, Waldes usw. geschieht, diese Naturkräfte aber begrenzt sind und also ökonomischen Charakter haben, so gebieten die Eigentümer dieser Naturkräfte über die Arbeit, wenn auch ihr Eigentum auf Gewalt, Kriegs- und Beuterecht ursprünglich beruht, die von der Gesellschaft nicht für Recht gehalten zu werden braucht; das allgemeine Recht auf Eigentum z. B. an Grund und Boden besteht wie das allgemeine Recht auf Arbeit. Das Eigentum verliert den Monopolcharakter, wenn die Produktionsmittel der Arbeit durch gegenseitige Bürgschaft gesichert werden können. Die Freiheit der Arbeit vom Kapital ist eine Frage der Sittlichkeit einer arbeitenden Gemeinschaft.

Kreditieren heißt tauschen nur bei gegenseitiger Bürgschaft, denn der Kredit bedeutet im Kapitalismus nicht einfach Tausch, sondern, wie Böhm-Bawerk sagt, Tausch gegenwärtiger gegen zukünftige Güter. Für das Darlehen wird ein Versprechen gegeben. Der Zins ist die Rückgabebürgschaft, die Risikoprämie, außerdem aber eine Nutzungsgebühr, ein Tribut für das Geld, das als Monopoltauschmittel die Zirkulation der Güter mit einer Transitabgabe belastet. Proudhon verwirft den Zins für das Risiko, das durch die gegenseitige Bürgschaft wegfällt,

und für die Nutzung, indem er dem Gelde den Warencharakter nimmt; er macht dabei keinen Unterschied zwischen Grund- und Geldzins, wie die katholische Kirche, die nur die Produktivität des Geldes verleugnet und als „Wucher" verleumdet, da sie in ihren ökonomischen Ansichten in dem grundherrlichen Mittelalter wurzelt.

„Produktion ohne Kapital, Tausch ohne Zinsgewinn", das ist Proudhons Ziel. Statt der sozialistischen Produktionsweise, der kommunistischen Verteilung der Produkte, fordert er nur die Gegenseitigkeit der Dienste, so braucht er keine Staatsgewalt, sondern nur Privatverträge, um die Arbeit zu befreien und das Eigentum an der Arbeit zu sichern. „Gewinnen kann nichts anderes bedeuten als von der Arbeit wegnehmen, wie der Gewinn im Handel nichts anderes ist als die Arbeit des andern. Gewinn ist also hier gleichbedeutend mit Diebstahl." Darum fordert er vor allem eine Zentralisation des Handels, die nicht wie die Zentralisation der Produktion die Enteignung, also Gewalt, sondern nur das Einverständnis, also den freien Willen zur Durchführung braucht. Das Einverständnis, sich gegenseitig der Produkte zu versichern, würde den einseitigen Kredit des kapitalistischen Regimes zum gegenseitigen Kredit ausgestalten, bei dem die Arbeit auf Auftrag gegeben und jeder als Arbeiter und Verbraucher Arbeit- und Kreditgeber sein würde. Der Tausch ist indirekt, da das Geld zwischen Erzeuger und Verbraucher, nicht nur zwischen Arbeitgeber und Arbeiter tritt. Durch die Entfernung der Tauschenden voneinander sind sie in Unkenntnis ihrer gegenseitigen Bedürfnisse. Eine Ausgleichstelle mit lokal begrenztem Wirkungskreis, der alle Erzeuger und Verbraucher persönlich bekannt wären und die über den Stand der Geschäfte, die Zahlungsfähigkeit und den Bedarf genau Bescheid wüßte, könnte den direkten Tausch bewerkstelligen und das Geld und der Handel als Vermittler ausschalten. Die Herrschaft des gemünzten Geldes ist die Herrschaft des feudalen Eigentums, Aus-

druck der Usurpation und des Monopols. Je mehr die Zirkulation zur Hauptsache in der Welt- und Volkswirtschaft wird, desto mehr tritt die Barzahlung hinter der bloßen Buchung zurück, und doch behält das gemünzte Geld sein Privileg; es hat ja nicht nur das Monopol als Tauschmittel infolge seiner allgemeinen, abstrakten Verwendbarkeit, es ist die sicherste Ware. (Ich will nicht auf das Geld als Wertmesser eingehen, weil Proudhon das Problem der Wertbasis offen gelassen und den Preis der Waren auf Grund des Geldwertes beibehalten hat, ich möchte nur kurz auf die Geldtheorie überhaupt eingehen.)

Der Geldnominalismus sagt, das Geld besitze an sich nicht Wert, sondern nur Nennwert, das Geld sei bloß Anweisung, Marke, Bon. Da Tausch aber nicht die Hingabe von Gütern gegen wertlose Marken sein kann, sondern gegenseitige Hingabe von Werten, so ist eben die Marke Anweisung auf ein Gut, das Recht auf eine Ware. Somit hat das Geld nicht nur rechtliche, sondern auch wirtschaftliche Geltung, wie es die Warengeldtheorie behauptet, die doch nicht Geldmetallismus zu sein braucht. Das Metall ist nur ein möglicher Geldstoff; das Geld braucht sogar nicht aus einem Stoffe zu bestehen und kann doch Ware bleiben. Das ist psychologisch in der Unsicherheit der kapitalistischen Wirtschaft bedingt, die zuletzt in der völligen Auflösung alles Substanziellen in Funktion als letzten Halt eine allgemein begehrte Sache haben muß, dazu dient am besten noch das seltene Gold. In unsere Wirtschaft ist Warengeld Metallgeld. Aber das Geld als Ware ist gar nicht der letzte Halt, es setzt voraus, daß die Produktion und Zirkulation funktioniert, andernfalls steht es damit wie mit dem Eigentum, von dem man sich auch nicht in der Wirtschaftskrise nähren, kleiden usw. kann. Proudhons Plan, der in der Zeit einer Wirtschaftskrise entstand, sucht darum berechtigterweise die Sicherheit im Vertrauen auf die Arbeit, im Kredit. Aber er irrt sich wie Law, wenn er in der Kreditvermehrung eine

Steigerung des nationalen Reichtums sieht. Während das Geld doch eine Ware ist, ist der Kredit nur ein Verhältnis von Forderungen, und es hängt alles davon ab, daß diese erfüllt werden, d. h., daß produziert wird. Die Organisation des Kredits soll gerade die Produktion anregen, die unter der Herrschaft des Kapitals belastet und gehemmt war. Der Optimismus Proudhons ist ebenso wie seine „Erfindung" der sozialen Reform Zeichen des Rationalismus und Positivismus, der an die Sittlichkeit durch Wissen, die Arbeitsamkeit aus Gewissen glaubt. Die Abschaffung des Metall- und Warengeldes, der Münze, ist für Proudhon eine Forderung der Vernunft und Sittlichkeit.

Er meinte sein Programm des Mutualismus durch die Tauschbank verwirklichen zu können und begegnet mit seinen Plänen den Anschauungen von Owen und Gray, Mazel und Rodbertus, indem er den „wahren" Wert konstituieren will, der nur auf Arbeit beruht, obwohl der Wert stets relativ ist. Während aber die Staatssozialisten wie Rodbertus einer autoritären Zentralgewalt bedürfen, die ein monopolisiertes Arbeitsgeld, das auf gesetzlicher Wertbestimmung nach Normalarbeitszeit beruht, ausgibt, will der anarchische Sozialist alles der spontanen Harmonie überlassen. Er plante aber doch, der Tauschbank eine „gegenseitige Gesellschaft für Kauf und Verkauf" anzugliedern, weil die Gegenseitigkeit des Tausches auch eine Bestimmung des Preises verlangt. Die Ausgleichstelle, in der alle Wechsel, Anweisungen, Rechnungen, Aufträge usw angenommen und diese Verpflichtungen in einem Bon konvertiert würden, der als Unterpfand nicht die hergestellten, sondern verkauften und gelieferten Produkte hat, müßte sich durch eine Preisstelle ergänzen; denn die Bons könnten erst dann als Handelswechsel dienen, wenn die gegenseitige Preisverständigung an Stelle der Preiswillkür träte. Die Produzenten müßten sich verpflichten, den Herstellungspreis (nach Rohstoff, Lohn, allgemeinen Spesen,

Versicherung usw. detailliert) anzugeben und den Konsumenten zu diesem Preise liefern. Durch diese Rechenschaftsablegung würde die offizielle Preisbestimmung ermöglicht, da „der Handelsprofit auf der Verheimlichung der Qualität" (Busch), nicht nur der Qualität, überhaupt das ganze Geld- und Handelssystem auf Heimlichkeit, Unsicherheit, Mißtrauen beruht.

Zum Schlusse möchte ich nach Diehl zum Vergleich einige Tauschbankversuche anführen. Zuerst die Arbeitstauschbank des Assozialisten *Owen* in London 1832—34, die sich vor allem von Proudhons Projekt dadurch unterscheidet, daß er das Geld auch als Wertmesser von vornherein abschafft. Er läßt einen „gerechten" Preis durch Taxatoren bestimmen; da aber keine Produktionsregelung vorgesehen war, so bestand keine Gewähr für die Brauchbarkeit und Absatzfähigkeit der Produkte. Obwohl Owen das kommunistische Ideal hatte, und seine Banknoten Anweisungen auf den Einzelanteil an der Gemeinschaftsarbeit darstellen sollten, so war die Bank doch nicht kommunistisch, weil, der frühindustrialistischen Wirtschaftstechnik entsprechend, an eine Zentralisation der Produktion noch nicht zu denken war. Die Tauschbank von *Mazel* in Marseille 1829—45 wollte nur den direkten Tausch, nicht auch den unentgeltlichen Kredit organisieren. „Die Zirkulation der Werte ist nicht einfach der Transport der Waren", sagte Proudhon. Diese Kommanditgesellschaft auf Aktien bestand aus Aktionären und Tauschenden, sie hatte also den Krebsschaden der Industrie, das Aktienwesen, in der kapitalistischen Privilegform übernommen. Tauschbons wurden ausgegeben gegen Bargeld, Immobilien, Aktien, gelieferte oder geforderte Produkte, quittierte Tauschbons. Die Einnahmen wurden unter Vorwegnahme von 5% Dividende für die Aktionäre folgendermaßen verteilt: $^1/_3$ erhielten die Angestellten, $^1/_3$ die Aktionäre, $^1/_3$ diente der Wohltätigkeit. Da Mazel keine Abschätzung der Produkte vornehmen ließ, bestand keine Garantie

für den Absatz, und er mußte schließlich einen Taxator einstellen. Die Tauschbank von *Bonnard* in Marseille, 1849—58, vollends ist ein bloßes Transport- und Kommissionsgeschäft, eine Stelle für Angebot und Nachfrage. Während Owen das Geld als Tauschmittel und Wertmaß und Mazel es nur als Tauschmittel abschaffen wollte, versuchte Bonnard eine Organisation des direkten Tausches nur dort, wo das Geld versagte, und machte sein Geschäft im engsten Umkreis und mit äußerster Vorsicht. Er gab Tauschbons nur für solche Produkte, nach denen Nachfrage bestand oder möglich war, mit dem Geschäftsgeist eines Pfandleihers; Owen dagegen gab Tauschbons bis zur Höhe des Schätzungswertes der Produkte und Mazel bis zum Betrage des Marktpreises. Eigentlich ist nur Owens Bank wie die Proudhons im mutualistischen Geiste unternommen. Über die Tauschbank wäre noch bei Besprechung der Volksbank, die Ende des Jahres 1848 eröffnet wurde, zu sprechen.

Else Lasker-Schüler:

JOSEPH.

Die Winde spielten müde mit den Palmen noch
So dunkel war es schon um Mittag in der Wüste,
Und Joseph sah den Engel nicht, der ihn vom Himmel grüßte
Und weinte, da er für des Vaters Liebe büßte
Und suchte nach dem Cocos seines schattigen Herzens doch.

Der bunte Brüderschwarm zog wieder nach Gottosten
Und er bereute seine schwere Untat schon
Und auf den Sandweg fiel der schnöde Silberlohn.
Die fremden Männer aber ketteten des Jakobs Sohn
Bis ihm die Häute drohten mit dem Eisen zu verrosten.

So oft sprach Jakob inbrünstig zu seinem Herrn,
Sie trugen gleiche Bärte, Schaum von einer Eselin gemolken
Und Joseph glaubte jedesmal sein Vater blicke aus den Wolken
Und eilte über heilige Bergeshöhn, ihm nachzufolgen
Bis er dann ratlos einschlief unter einem Stern.

Die Käufer lauschten dem entrückten Knaben,
Des Vaters Andacht atmete aus seinem Haare;
Und sie entfesselten die edelblütige Ware
Und drängten sich zu tragen, Canaans Prophet in einer Bahre,
Wie die bebürdeten Kameele durch den Sand zu traben.

Egypten glänzte feierlich in goldenen Mantelfarben
Da dieses Jahr die Ernte auf den Salbtag fiel.
Die kleine Karawane, endlich nahte sie dem Ziel.
Sie trugen Joseph in das Haus des Potiphars am Nil.
An seinem Traume hingen aller Deutung Garben.

Albert Talhoff:

DER ROTE IGNAZ

BRUCHSTÜCKE AUS DEM UNVERÖFFENTLICHTEN ROMAN

LICHTEMPFÄNGNIS

Unter dem zischelnden Licht einer Stallaterne, das sich ab und zu vom Dochte riß und durch die dunkle Stube hellte — von den holzigen Fingern der Nachbarin nach heftigen Krämpfen wieder zur Ruhe gebracht, lag sie, die Haut gelblich über den Knochen, bewegungslos auf den geblumten Strohkissen und starrte hinaus.

Vor dem Fenster stand ein Baum mit silberner Rinde, der die Nacht wie einen blauen Mantel zwischen verdorrten Händen hielt,

Sie sah mit eingesunkenen Augen an ihm vorbei und horchte in die Stille. Hoch oben aber, über den Schlaf hinausgehoben, warfen sich ihre stummen Fragen in den Gang der Sterne und klopften gegen die verschlossenen Tore Gottes, an deren Schwelle schon mancher ihrer Schreie zersprang:

Umsonst!

Ihr Flehen blieb in einem grauen Fleck an der Decke haften, schrumpfte zusammen und wurde zu einem Dolch, der in sie hinabfiel, Gebete zerschnitt und ihr Herz durchstach.

Lautlos zerrannen die Stunden. Ihre Gedanken verwandelten sich zu Riesengestalten, die, aus Vergangenem hervorbrechend, Erlebtes einsargten, mit schweren Stiefeln gegen die Stirne stampften, um vernunftauslöschend wieder zu versinken.

Doch jetzt — traumerleuchtet — glitt ein Lächeln über ihr Gesicht:

Von klingenden Höhen eingefangen enthüllte sich ein blühender Morgen. Mit einem Purpurgewande angetan saß mitten darin die Mutter Maria mit dem Jesuskindlein auf den Knieen. An ihrer Silhouette, hellausstrahlend, zerfloß das Grün der Wiesen. Darüber hing das Licht, an violetten Fäden himmelwärts gebunden.

Da: sie biß sich in die Kissen fest — wuchs plötzlich aus der Erde ein schwarzes Stück Holz, das schluchzend die Arme aus-

einanderreckte und um Gnade schrie. An rostigen Nägeln daran aufgehangen zuckten durchbohrte Glieder. Das Weiß der Augen vertropfte vor den blutumränderten Höhlen und stierte in den Schmerz eines Weibes, das im Wahnsinn Erdschollen gegen die Sonne warf — endlich hintenüber fiel, im Verscheiden noch die Kinnladen aufriß und die Zunge steil aufwärts stieß.

Ein Entsetzensschrei hetzte sie wach. Als hätten glühende Zangen ihren Körper zerschunden, schnellte sie auf, griff über die Bettladen fallend nach dem Fenster, hinter dem der Mond gleich einer gelbgedunsenen Katze hockte, straffte sich zu einem Bogen, glitt in die Linnen zurück und griff schreiend nach ihrem Leib. Dann wirbelte es feurig über sie hinweg, schlug Flammen zu Häupten und zu Füßen, und weit entfernt, als blicke sie durch buntes Glas, sah sie nur noch einen Rücken sich krümmen, der immer tiefer zu ihr niedersank.

Den Kopf, einem schlafenden Vogel ähnlich eingezogen, wachte jetzt die Nachbarin neben ihr auf einem Stuhl und krächzte, die bläulichen Lippen andächtig gerundet, Kirchenlieder vor sich hin. Die dürren Töne liefen, als würden sie von Spinnbeinen getragen, die nackten Wände entlang und nagten sich, schon halb erstickt, an den Geschirresten fest, die da und dort auf tuchbehangenen Kisten ruhend, dem Hunger, der Sorge und dem Kummer frönten.

In dieser Nacht geschah es, daß ein neues Geschöpf Gottes der Lichtempfängnis teilhaft wurde. Und das hieß:

Ignaz Gottfried Pindor.

DAS DUNKLE TOR

Es war Herbst. Die Tage beugten sich müd über die Dächer und schlichen vereinsamt durch den schwermütigen Wald. Allabendlich stand die Sonne in einem glühenden Ball auf der letzten Hügelkante — schwelte — fiel ab und warf eine kalte Bläue hoch. Darin kreisten Möven — weiß vor dem Stahl des Gewölks.

Dann hoben, krümmten, wanden sich Nebel aus den Wiesen — glitten wegauf, wegab, schattenhindurch, hinein in die Teiche des Mondes — und hinweg über Mulden und Hänge.

Nachtüber aber spinnwebten sie im Geäst, duckten sich in den Schlaf der Häuser, sahen mit grauen, zerfetzten Gesichtern in die Wohnstuben — und zerflossen, als hätte sie der Neid verzehrt.

In der Ecke, unter dem Kruzifix, das als harter Vorwurf aus dem ringenden Elend wuchs, brannte eine Kerze, deren hagerer

Schaft in dem Halse einer Flasche steckte. Ihr gelbes Licht flackte zu dem Gekreuzigten empor, warf ihm ein heißes Erröten ins Gesicht — sprang ab und legte sich, winderfaßt, auf die vielgefurchten Züge einer Toten.

In dem Mundwinkel, kinnabwärts gezogen, dem erstarrten, halbgeöffneten Mund entfallen, irrte ein schmerzliches Lächeln. Aber die galligen Kugeln, die hinter den Lidern verkalkten, blieben mit gestrengem Blick an den gefalteten Händen haften, aus denen, im Krampf zurückgebogen, ein Finger steilte — und nach oben drohte.

So wurde sie in den Sarg gelegt und hinter geweihten Mauern verlocht — dicht neben dem Grabe ihres Mannes, den man — — die Sonne lag noch geronnen überm Schnee — von ihr und dem kommenden Kinde weggetragen hatte. — Bald darauf stand in dem dichtbesetzten Waisenhaus eine neue, mit roher Leinwand bezogene, von Eisenstäben getragene Matratze, darüber ein Zettel von der Wand schimmerte, der den Namen trug:

Ignaz Gottlieb Pindor.

WEIHNACHTEN

Eingerostete Leuchter, die mit gestrafften Sehnen aus den Kalkwänden in die schmucklose Nüchternheit griffen, wurden, je kälter die Tage verdämmerten, desto früher von den langfingerigen Händen der Oberin erstickt.

Allabendlich, wenn die Sonne rote Garben hinter die Hügel und ein blaues Verblassen über den Schnee hinweg in die Täler warf, schrien holzige Schritte den Gängen entlang, lärmten in die Zimmer hinauf, stampften das Kinderlachen in entsetztes Schweigen, schlugen an die nach Zahlen geordneten Karaffen, die aufblinkend mit gereckten Hälsen auf Stühlen vor den Betten standen — und verstummten nur, wenn zwei bohrende, züngelnde Augen, unter einer weißumränderten Kapuze hervor, strafend in die mollige Rundung der erblaßten Gesichter stießen.

Das einzige, was die kleinen, aufgestülpten Lippen, durcheinanderflüsternd in den Schlaf hinübernahmen: war Rinos Besuch, der sich heimlich, sobald der Mond in seine Hütte einbrach, über die Stiegen, aufwärts vor die Flügeltüren schlich, die er behutsam mit der Schnauze auseinanderschob, um da und dort noch gute Nacht zu sagen.

Was nützte da noch der Weihnachtsbaum, der eines Abends, lichtaussteckend, über stummem Begaffen erblühte? Frostig weiß,

wattebepackt, hin und wieder rotbackige Äpfel in das nagende Sehnen hinunterlangend, das in gleichfarbigen, vorschriftsgemäßen Kleidern, enganeinander gedrängt, auf geradlinig voreinander gestellten Bänken saß?

Was nützte da die näselnde Ansprache des runzligen Weibes, das in wohlgebügeltem Ordenskleid, mit schwarzdrapierten Ärmeln in der Luft herumgabelte — und die Armut als das ausgiebigste Anrecht auf eine geruhsame Ewigkeit pries?

Und was sollten da noch die klanglosen Stimmchen, die kläglich in der Stille versickerten, trotz des wuchtenden Taktstockes, der auf und nieder polternd fromme Lieder aus den liebeverwahrlosten Seelchen stach?

Und ging selbst der Weihnachtsmann mit zugeknöpftem Sack vorüber, wer fragte danach?

Keiner!

Nur die Kerzen krümmten sich aus den Haltern und tropften leise vor sich hin — und wenn vom Winde bewegt, der durch zerbrochene Scheiben blies, die Flämmchen ihre bunten Farben ineinander mischten, ging ein seltsam fremdes Weinen um, das die Kinderaugen näßte und groß wie Sterne machte.

Die heilige Zwölf sank aus den Glocken. Mitternacht. Ein weißer Mantelsaum strich unter dem Himmel vorbei. Dann flockte es ins Blau der geheiligten Stunde.

Aber noch lange, nachdem die Oberin schlurfend die Türe hinter sich zugeworfen hatte, lagen die erhitzten Köpfe wach zwischen den Kissen. Wenn sie auch den Schmerz nur dumpf empfanden, der noch unbegriffen vor der Schwelle des Bewußtseins stand, so liefen ihre ungestillten Wünsche doch rastlos hin und her und versanken endlich in der Christnacht, die grünlich verblinkend, voller tanzender Strahlen, wie eine Monstranz, drüben über den Wäldern verschwebte.

UNTERRICHT

Die Arme quer über die abgegriffenen Holzplatten gelegt, das Kinn mit dem Handrücken gestützt, saßen sie dicht aneinander geschultert vor weißen Bogen und kritzelten, die Zunge auf und nieder stoßend, zaghaft hingesetzte Zeichen darauf.

Neugierig und voller Bewunderung folgten die glänzenden Augen den Tintenmännchen, die eben noch aus der Feder gesprungen.

jetzt halb zerflossen, mit entstellten Zügen zu ihnen aufblickten, als beklagten sie ihre mißratene Existenz.

Und sonderbar: je energischer die Oberin, die in einem schwarzverhängten Bogen vor der Wandtafel stand, ihrer Kreide zusetzte, indem sie keifend Ermahnungen durch die Zahnlücken giftelte, desto grotesker gerieten die Buchstaben — so daß sie zuletzt gleich verirrten Mäusen in wilder Verzweiflung durcheinander hastend, von den vorgeschriebenen Wegen fielen und über das Schulheft hinausstürzten. Das war meistens gegen den Schluß der Stunde hin, der jedesmal Stockschläge durch die Stube hagelte, daß es in den kleinen Brüstchen seufzte und der Angstschweiß die kugeligen Köpfe näßte. —

Rechts hinten, vor einem hellen Fleck in der Wand, kauerte, den Hals gekrümmt, das Gesicht schräg der Schulter zugedrängt, Ignaz Pindor und hielt das lackierte Schreibhölzchen wie einen Zauberstab zwischen Zeigefinger und Daumen. Jedesmal, wenn er die Stahlfeder ins Blau tauchte, biß er auf die Unterlippe, stellte sich auf die Fußspitzen und bog das Blatt dem Lichte zu, das grau und kalt von der Fensterbank zu ihm herniederrieselte. Dann hob er die Achseln und verfolgte halb erschreckt, halb vor Eifer fiebernd, die torkelnden, buckligen, grashalmdünnen Gerippe, die teilweise aneinander lehnten, die Glieder verdrehten, in die Knie sanken, um schließlich mehr dem Zufall, als dem Schöpfer gehorchend, in einem wohlbeleibten Alphabetenmitglied die Auferstehung zu feiern.

So oft auch die Fledermausaugen der Oberin vom Podium hinab zu ihm nieder zündeten oder ein heiseres Gruchzen ihren vorspringenden Mund aufklemmte, um, den Frieden würgend, in die Stille einzubrechen:

Ignaz Pindor spürte nichts davon. Nicht einmal den kleinen Hammer, der in tollen Sprüngen gegen seine Rippen schlug. In stürmischer Ungeduld ließ er das zwerghafte Tintenvolk Gruppe für Gruppe aufmarschieren, ergänzte sie hin und wieder mit geringelten Schwänzchen, Nasen und Füßen, zog ihnen Hüte und Kleider an, gab dem einen oder dem anderen einen Stock in die Hand und schuf so nach und nach eine Welt, die nur ihm gehörte und über der er thronte, wie der alte König mit dem langen Bart, den er irgendwo in einem dicken Buche sah.

Plötzlich — er fiel im Schreck erschlafft an die Wand zurück — flatterten zwei weitausgeflügelte Ärmel aus dem Dunkel vors Fenster und blieben für eine Weile im Licht verhärtet über ihm hängen.

Das hagere Gesicht gespannt, so daß der Kopf totenschädelähnlich in den Tüchern lag und sich grinsend in die Kinderaugen niederfraß, holte die Oberin zum Schlage aus, der aber, als wäre er im Sturze aufgefangen worden, in einer holzigen Bewegung steckenblieb.

Ein wilder Ausbruch scherbte mitten in das furchterfüllte Schweigen.

Ignaz Pindor schlug vornüber.

Dann wurde es still.

Von dem Tage an, wo er auch ging und sich versteckte, hieß es nur noch:

„Wo bist du — roter Ignaz?" — denn der Oberin Zorn hatte ihn so genannt.

DIE ROTE STRÄHNE.

Das Dunkel lag in schwarzen Streifen zwischen den Bettreihen, die in heller Breite gradlinig nebeneinander standen.

Zwei fahle, zitternde Flecken leuchteten darüber hinweg: das waren der Oberin Gesicht und Hände.

„Beten wir!"

Überall, kommandogemäß, fuhr der Daumen hoch, beschrieb eine Senkrechte und eine Wagerechte, blieb einige Augenblicke zögernd an dem gemalten Kreuzlein haften, glitt zurück und verlor sich wieder in die gefalteten Hände.

Jetzt erhoben sich die dünnen Stimmen, torkelten beieinander vorbei, erschraken, sprangen zurück, suchten, verloren, fanden sich in dem Vaterunser, das, kaum zu Ende, schon wieder von neuem begann, und marschierten erst da wohlgeordnet in einer kleinen, schüchternen Blechmusik auf, wo es heißt:

„Sondern erlöse uns von dem Übel — Amen!"

Aber als die Gebete, nur noch entseelte Wortketten, erstickten, hohl und mager wurden, da:

stach jäh, in weitem Bogen der Oberin gefürchteter Finger nach Ignaz Pindor hin und kroch kalt und klebrig über seine Stirn.

„Was tust du da?"

Ignaz Pindor verschlug es den Atem.

„Antworte!"

Mit verlegenen Händen nestelte und zupfte er an der Decke herum. Der schwarze Mantel der Oberin zerfloß im Eindunkeln des Zimmers, so daß ihr Kopf nur noch als rotglühende Scheibe über den Schultern sichtbar war.

„Nochmals: was tust du da!" — „Du!"

Ja — was tat er?

Er wußte es kaum. Und doch: jedesmal wenn er zu der Stelle kam, die da rief: „Vater unser, der du bist im Himmel" — dann

gruben seine Blicke helle Wege in den Dämmer, denn er begriff, daß irgendwo, jenseits, hoch oben über den Hügeln und Wäldern, einer wohnte, groß und mächtig, der auch ihm gehörte, und der allabendlich zu ihm niederstieg, mit ihm sprach und ihm ausgebrochene Sterne brachte. So warm und voller Güte — wie —

Ja: wie?

Seine Mutter kannte er nicht.

Aber so mußte sie wohl gewesen sein!

Das war alles. Und dann lächelte er.

Die Oberin fuhr zurück. Das verstockte Schweigen fraß ihr im Gehirn.

„Kinder — wer war Judas?"

Pfeifend schrillte es gegen die Decke.

„Nun?"

„Ein Verräter" — kargte es erst leise — und dann wie von einem Windstoß erfaßt, angsterfüllt mit dem Aufschrei der schwellenden Lippen:

„Ein Ver-rä-ter!"

„Und warum?" — schnarrte sie weiter. Ignaz Pindor bohrte seine hilflos suchenden Augen zu ihr hinauf.

Da drehte sich ihm die Oberin wirbelnd zu und lag in einer dunklen Wolke über seinen geblumten Kissen:

„Weißt du's nicht?"

Sie zupfte ihn an den Haaren.

„Weil er keine Furcht hatte vor dem Herrn!"

Ignaz Pindor sank mit offenem Munde hintenüber. Nichts regte sich mehr. Dann kam der Mond — kletterte an den Bäumen hoch und weiter immer höher und höher in der erleuchteten Wölbung.

Was war geschehn? —: „geschehn?" lallte Ignaz Pindor, und der Schlaf hing sich schwer an seine feuchten Wimpern.

Doch am nächsten Morgen, als er sich kämmte, standen zwei Knaben neben ihm. Der eine geheimniste in des andern Ohr:

„Du, hatte er nicht auch solche Haare?"

„Wer?"

„Judas!"

Erschreckt hielt Ignaz Pindor inne: denn eben fiel ihm eine rote Strähne ins Gesicht. Als er aber scheu um sich blickte, stand er allein zwischen den weißgebauchten Krügen, die ihn teilnahmlos, mit offenen Schnäbeln anblickten.

Keiner kümmerte sich mehr um ihn.

DAS ZERBROCHENE SPIELZEUG

Es war Sonntag.

Das Frühlicht tropfte aus silbernen Körben, schlug Funken im Fall, zersprühte auf den schneeigen Halden, sprang hoch — über ins Gehölz: und eine mächtige, weiße Feuerwelle schoß aus dem glitzernden Wald empor, die lichtausspeiend taleinwärts lohte, Häuser und Türme beglänzte, daß die Glocken anfingen zu läuten, in den Kirchen die Kerzen brannten und die Orgel sang, die Priester die Monstranz hochhielten und die Menschen vornüber auf die Knie sanken.

Hell und klar war der Tag — glanzerfüllt bis an den fernsten blauen Rand, an dem der Morgen hochspülte und in einer goldnen Lache am Himmel ertrank.

Die Waisen auf Heiligenkreuz kamen von der Andacht zurück. Sie klopften Eisklumpen von den Schuhen, rannten in die Wärme und fielen über die Schränke her.

Darin, kunterbunt durcheinander geschichtet, kümmerte allerhand krankes Spielzeug:

geköpfte Soldaten, zwei- oder gar einbeinige Pferde, radlose Karren, zerbeulte Lokomotiven, verwahrloste Baukästen — meist nur Vorlagen und keine Steine, — kurz: alles Geschenke der vornehmen Stadtviertel, die für die siechgewordenen Spielsachen — eben keine bessere Verwendung mehr fanden.

Ignaz Pindor stand allein in einer Ecke. Keiner frug, keiner sah nach ihm. Neidlos betrachtete er die im Zanken und Keifen Vergnügten, schob die Hände in die Taschen und blickte versonnen vor sich hin.

Als aber später die hungrigen Mäuler immer noch die Teller ausleckten, war er längst vom Tisch verschwunden.

Leise, verstohlen schlich er sich an die Schränke heran, griff nach den lahmen Tieren und kauerte sich mit ihnen in die Nähe des Ofens.

Rasch, flink — ein brennender Eifer hastete in ihm — holte er Schere, Pappe und kleine Nägel hervor und flickte, indem er den hölzernen Pferden, Kühen und Schafen wie ein Arzt zusprach, seine Patienten wieder gesund.

Dann sprang er auf, stellte sie auf ein Brett — schlug jauchzend die Hände ineinander — und rannte davon.

Ins Freie gekommen, prallte er geblendet zurück.

Da lag die Welt vor ihm in einem grellen Sturz von gefrorenem Weiß, und in der Tiefe des Himmels schwoll ein blauer Strom, der der Sonne zu schäumende Kämme warf.

Rino, seines Freundes gewahr, verzog das Gesicht zu einem breiten Großvaterlächeln, kroch aus seiner strohigen Wohnung, setzte sich behäbig hin, und hob, die Zunge wetzend, seine rechte Pfote.

Ignaz Pindor kniete zu ihm nieder — und jedesmal, wenn er des Hundes Nähe spürte, lockerte sich der bleierne Druck, der wie eine Zange an ihm zehrte.

Der gütige, geklärte Blick des Tieres löste das noch unverstandene Leid in ein zufriedenes, rosiges Lächeln auf, das sich in einem hellen Ring um die schmalen Lippen legte.

Doch plötzlich spitzte er die Ohren, schnupperte vor sich hin, reckte den Hals und stieß die Nase dem Geländer zu, dessen Eisendrähte die Landschaft in kleine, bunte Flächen zerschnitt.

Ignaz Pindor stand auf und blickte den vereisten Weg hinunter — konnte aber im ersten Augenblick noch nichts erkennen, was die unbewegte Ruhe der schneeigen Hänge gestört hätte — während Rino bereits knurrte und den ganzen Körper straffte.

Da tauchten hinter einer Überschneidung zweier Wiesenbänder ein dunkler und ein gelber Fleck auf, die sich erst weich und verschwommen mit der jetzt flockigen Luft verbanden, doch je näher sie kamen immer schärfere Formen zeigten, so daß zuletzt zwei Menschen vor Ignaz Pindors verwunderten Augen standen:

Ein Weib mit einem Kind an der Hand.

Die Hände der hageren Frau hingen schwer herab. Im Wetterwechsel verquollen, gruben sie sich wochenüber tief in die Geheimnisse der aufgewühlten Ackererde, befreiten braune und rosafarbene Knollen von der Scholle, rieben sie blank und warfen sie, stundenlang, in einer springenden, hüpfenden Kette, über die Schulter, hart am roten Kopftuch vorbei rücklings in die Säcke.

So ärmlich, verschossen die Kleider an ihren Gliedern klebten: ihr Kind wärmte ein mit aller Sorgfalt zurechtgeschneidertes, zottiges Mäntelchen, das in einer stumpfen Kapuze auslief, die grün und mit einer roten Quaste versehn die blonden Locken umschloß.

Stolz und seiner Hoffart wohl bewußt, trug es eine helläugige Puppe mit zu großem Kopf und zu kurzen Beinen, die es mit zärtelnden Fingern koste, so innig und aller Wünsche bar, als gelte es das verliebte Glück einer Mutter in einen einzigen, kurzen Augenblick zu fassen.

Ein Schrei — Rino sprang auf, und Ignaz Pindor hielt sich an der Wand —: die Puppe hatte sich ungeduldig den allzu stürmischen Umarmungen entzogen, schlug mit dem Genick gegen einen Ast

und stürzte kopfüber in eine gefrorene Pfütze, durchschlug die gläserne Decke und blieb darin mit zerbrochenem Leib und erstarrtem Herzen stecken.

Das nicht endenwollende Schluchzen und Wimmern entstellte und verfinsterte das runde Gesicht.

Ignaz Pindor vergaß sich selbst darob und verfolgte das Geschehn mit gespannten Sinnen.

Da sah er, wie an den Wimpern der gebeugten Frau schwere, zitternde Tränen hingen, aber daß, zu dem hilflosen Kind niedergeglitten, dennoch ein seltsam gütiges Lächeln ihre Mundwinkel hob, ihr Mund flüsternde Worte formte, die freudig und hell in die Trauer niederquellten — und endlich das Kind wieder herzlich lachen machten.

Dann griff sie in die Tasche, zog ein buntes Tuch hervor, band auf der einen Seite einen Knopf hinein, reckte und rundete die andere Hälfte und zauberte so ein neues Stoffmännchen zurecht, das mit langen Ohren und wunderlicher Nase ins Licht blinzelte.

Die Porzellanleiche war vergessen.

„O Mutter! Schön das! Schön!“

Und das Weib hob ihr Jüngstes auf die Arme, drückte seine Wangen gegen ihre Brüste und verschwand allmählich in dem Abend, der in violettem Vorhang vor die Sonne sank.

Ignaz Pindor stand, als hätte ihn eine heiße Welle von sich abgetrennt, die Hände ineinandergekrallt, den Kopf zurückgebogen, an der feuchten Wand — regungslos, erblaßt.

Jäh, von eisiger Faust an der Kehle gepackt — Schneewirbel rissen ihn wach — stürmte er, das Innerste zum Zerreißen gespannt, die Treppen hinauf —
tappte durchs Dunkel —
und verkroch sich hinter sein Bett.

Ein banges, verstörtes, dürres Röcheln hastete aus ihm hervor, und er spürte, wie es ihn immer tiefer vornüberzog, dicht an die gefalteten Hände, die seine Augen näßten:
„Mutter!!“

Schrill entfloh der Schrei von Wand zu Wand, klopfte an Tür und Fenster:
„Mutter — Mutter —“
fiel die Treppe hinab und zersprang vor den Füßen der Oberin, die entsetzt zurückprallte und darob verstummte.

INTERMEZZO

Von der Kanzel beugte sich ein Mönch zu den seitlich aufwärts gedrehten Köpfen hinab und hielt eben den Pfingstsonntag, der in einem schmalen Streifen durchs Fenster glitt, wie eine Blüte zwischen den schlanken Fingern.

Doch als er die braunen, weiten Kuttenärmel in die Höhe hob und die Heilige Schrift auseinanderschälte, da sprang aus seiner drohenden Gebärde ein zottiges Schattentier mit Hörnern und Klauen rückwärts an die Wand — bockte hoch und verbrannte im Licht der Kerzen.

Das Volk, das in schwarzem Wellengang über die Kirchenbänke hinweg dem Altare zu brandete, — schwoll zurück und tauchte da und dort in hageren, fahlen Gesichtern aus dem Dunkel auf:

Denn jetzt zog der Mönch den Nacken ein, bog sich über die Brüstung dem Schein der ewigen Lampe zu, schlug gegen die Brust, wetzte die Stimme — und fuhr fort:

„Jesus wandte sich aber um zu ihnen und sprach: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder!"

„— eure Kinder!" spektakelte es wild hoch oben im Gewölbe.

„Denn siehe, es wird eine Zeit kommen, in welcher man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben!"

Blicke verloren, mieden, suchten, fanden sich. Sie irrten scheu und verängstigt umher.

Wieder schlüpfte ein schwarzes Ungeheuer aus der gezückten Faust des Mönches — spitzte den Buckel und kletterte übers Gestühl — hinauf und hinweg, — während der heilige Mann mit weitausholender Geste dem bereits malmenden Munde die geweihten Sätze vorwegnahm, die er nun aus steil geschwungenen Händen in einem wüsten Geröllsturz nieder in das Schweigen warf.

Er schrie:

„Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: fallet über uns! — und zu den Hügeln: decket uns!"

„— decket uns!" kreischte es auf — weit hinten, als strich eine Feile über die mächtigen Bogen.

Und den Schmerz der fünf Wunden in der eigenen Seele, ließ jetzt der Mönch die Zornesgeißel in die stönende Tiefe niedersausen, immer toller: Verbrechen, Flüche, Bann und Verdammnis jagend, daß die alten Riesenwände den Rachen spannten, Weihrauchdämpfe bliesen und so markerschütternd brüllten, daß sich

die zerknirschte Gemeinde immer enger ineinanderrollte, bis nur noch flehende Hände, geknickte Köpfe, verborgene Gesichter und hastig betende Kinderlippen übrigblieben.

Noch ein letztes, allerletztes Warnen, fanfarenhell, mit erhobenem Kruzifix — und des Mönches Zorn verschwand in die wollige Kutte, die wieder behäbig seinen Gang umschloß, als er breitbeinig von der Kanzel stieg.

Die Orgel begann.

Erleichtert atmete die Menge auf, räusperte, hustete sich von dem Strafgericht los, setzte die Brille auf, schneuzte, ließ Gebetbücher fallen, wetzte die Lippen und erging sich nach und nach in einem Gesang, dessen Stimmen aber strichweise rauflustig übereinander herfielen.

Nur die Heiligenkreuzler eiferten, von der Strenge der Oberin zu einem taktsicheren Chor zusammengefaßt, Schulter an Schulter in das fromme Gewinsel und versuchten wegbahnend in die verunstalteten Lieder einzubrechen.

Und so kroch der Vormittag in rötlichen Flecken den Turm hinauf, wo er verschwiegen auf ein Gesimse niedergeduckt der mittaggebietenden Zwölf harrte.

Aber noch bevor die Glocken mit schreienden Hämmern den Tag entzweispalteten, glühten die in Glas geschmolzenen, bleiumränderten Fensterheiligen auf, strichen goldene Funken aus ihren Bärten und sahen mit feurigen Augen dem Wunder nach, das in heller Weichheit lichtzerstäubend durch sie hindurchglitt und den in Verzückung geratenen Frühling in den Bogen einer blaubeschatteten Säule legte.

Langsam, an blinkenden Strahlen hochgezogen, als würden Trauertücher von blinkenden Schnüren gerafft, sank das Dunkel in steilen Falten auseinander, streifte fallendes Gefunk, zerrann über Leuchtern und Gefäßen — und zerriß:

als es an das verzweifelte Händeringen eines von der flimmernden Grelle aufgeschreckten Beters stieß, der, eins geworden mit dem dolchdurchbohrten Herz der Mariamuttergottes, quer über den Stufen des Seitenaltars lag und mit harter Silhouette das flammende Zünden überschnitt.

Den Mund zum Schrei gerundet, starrte er in das schmerzzerrissene Frauengesicht, in dem der Kummer in grünlichen Furchen fraß und eine zu Todesblässe verhärtete Verlassenheit schlief.

Und doch: was war das für ein seltsam fremdes Lächeln, das sanft und zärtlich über der Qual des Mundes kreiste, — das in stiller Demut aufbrach aus diesem tödlich getroffenen Leib und

niederschien, so voller Sonne, daß Blumen aufblätternd ihre Kelche sprengten und ein Heiliger, auf die Knie gesunken, bettelnd seine Hände hob? — — —

Ignaz Pindor stand gebannt, erschreckt, verwunschen.

Von Schaudern gerüttelt, fühlte er, wie sich seine Lippen heiß und flüsternd festtranken an diesem immer schwerer sinkenden, lächelnden Licht. Nichts berührte ihn mehr, weder Gesang noch der Ruf des Priesters vor dem Tabernakel — auch nicht das Hüsteln und Keuchen einer Alten, die scheu hinter ihm stehenblieb und ab und zu mit dem Stocke nach ihm stocherte.

Er sah — sah nur zwei schattige Höhlen in der Fahlheit des Gesichtes, in denen Augen wie Wunden waren, — sah, wie helles Gelichter aus dem Wimpern brach, groß wie Sterne wurde und abtropfte, bis tief hinab ins Blau des Mantels, wo es verbächelte und erlosch, — sah, wie sich eine schmale, schneeige Hand aus den Knöcheln löste, auseinanderspannte und zögernd aufwärts griff, zermartert und ängstlich, immer höher, bis hinauf zu einem zerfetzten, zuckenden Herz, aus dem hervor ein Gestrahl von brennenden Pfeilen schoß, lichterloh: rötend den Tag, der verwischt von den Scheiben hernieder zu den heiligen Füßen fiel, rötend die Englein, die vergüldeten Wind aus geblähten Backen bliesen, tief über die schmerzlich geneigten Schultern gebeugt, — und rötend das sinkende Lächeln, das betörende, herrliche, gebenedeite, das allmählich sich in den Dämmer fernhin hob und darin verblich.

Da — plötzlich, jäh, vom Entsetzen in grellem Bogen an die Wand zurückgeworfen, im Blick — der verstört aus erbrochener Tiefe flackte — nur noch das fürchterliche, rostige Messer: quer hindurchgestoßen ins Fleisch, das rote, rauchende Bäche spie — rang, keuchte, krümmte sich Ignaz Pindor, von Stürmen geschüttelt, gepeitscht, die schreiend in ihm rasten. Eine Stimme flog auf, irgendwo, strich den Gängen, Wänden, Säulen entlang, verhängte sich rufend dicht über ihm ins Dunkel, schluchzte, bat, lockte — lockte — lockte — — —:

Geschleudert, emporgeworfen von Gliedern, die sich bis zum Zerreißen spannten, stieß Ignaz Pindor hoch, griff hinüber, zauderte, packte, riß los — und hielt in gesteilter Faust, erstarrt, verzückt, den blinkenden Dolch.

Von greller Sonne übergossen, stand er atemlos, versteinert. Zu letzter Sammlung angerufen, lag die betende Gemeinde über das Gestühl gebuckelt und empfing den Segen. Nur die Alte schob die Hände aufrecht gegen Ignaz Pindor und lallte mit schlotterndem Kiefer, während die Messe in Jubel ausbrechend eben Hosianna rief und den zur Pforte hinausdrängenden Knäuel seligpries.

Schritte verhallten.

Kerzen sogen ihre Flammen ein. Die Heiligen auf Sockeln und Altären nickten, umspannten härter ihre Stäbe und sanken in Schlaf.

Verlöschend fiel jetzt der letzte Funken, weit hinten in schon schummeriger Tiefe.

Stille. — — —

„. . . Bub . . . Du . . . sag' . . .: wer bist? . . .“ hörchelte es nun scheu zu Ignaz Pindor hinauf.

„. . . Ich? . . .“ stutzte dieser verwundert und stierte der Alten fragend ins Gesicht. — — —

„. . . Ich?! . . .“ sah um sich und rannte hinaus in den Frühling, der in grünem Gebächel aus dem Geäst der Bäume und Sträucher sprang.

Doch als der Küster die nächtliche Runde machte, stieß er knurrend die Laterne tief, prüfte mit tastenden Fingern das entweihte Eisen, hob es auf — und steckte es wieder in die klaffende Brust zurück.

Schlurfend ging er weiter.

BESUCH

Hell lehnte der Tag, sonnenüberwandelt, an dem fiebernden Gemäuer und hob das Mittagslicht so hoch ins Blau, daß das Gewölk Feuer fing und zu brennenden Scheiterhaufen zusammenstürzte.

Birkenstämme dunkelten bläulich Schatten zu. Gesättigtes Grün riß die Zweige tief. Bäche zischelten in den glühenden Becken, und in klingenden Bogen stieg und sank der Flug der Vögel.

Da strich ein rotes Tuch im Busch den Weg hinan, umfaltete fcurig die Hand, die es immer enger zog und unter dem Kinn festknüpfte. Verdorrt und kantig lang darin ein Kopf, der, dicht über dem Stocke auf und niederschnellend, schwer an dem gekrümmten Rücken hing. Holzschuhe klapperten im Kies: erschraken, krochen unter den Rock, blieben drei Atemzüge lang versteckt, und schlichen sich dann verängstigt stufenüber dem Eingang zu.

Eine gähnende Schwärze versperrte die aufsteigenden Treppen. Und in Trauer versunken schien das ganze Haus. Kein Laut, keine Fliege irgendwo am Fenster, nur Stille — hinter jeder Tür.

Scheu knöchelte ein Finger gegen das Gehölz und ein verlegenes Gesicht drängte zur Tür hinein.

Nichts!

Noch eine Weile: dann gellte die Glocke.

Erschrocken sprang die Oberin hoch und steifte rasch die Falte zwischen die Brauen, stülpte die Kaputze zurecht und schwebte streng herab.

Erstaunt maß sie das alte Weib. Als dieses aber, ohne den Gruß abzuwarten hastig nach Ignaz Pindor frug, stemmte sie mit gelben Stumpen die Lippe hoch, nagte heimlich an dem schüchtern gerufenen Namen, schluckte ihn hinab — und verschwand.

So wurde es wieder still.

Nur empörtes, ungeduldiges Warten schob die Holzschuhe hin und her, heftete den Augenblick an das klopfende Herz und zählte die Zeitspanne an den Minuten ab — halb in Neugier — halb in Leid.

Jetzt falteten sich Hände, feuchte Schimmer funkten lidhervor. Schreie verröchelten — sprengten die Brust, die Alte wankte:

Er kam.

Kam, stutzte — und stand verklärt im Scheine ihrer Augen.

Langsam bahnte sich das erste Wort den Weg aus dem zuckenden Mund — hüllte ihn ein und sank in einem heißen Strahl in ihn hinab. Und zögernd glitt ein kleines, nacktes Kreuz von Hand zu Hand — aus der ihren in die seine.

Lautlos — Blick in Blick:

Der Hauch einer Toten strich vorbei.

„Ich hab Dirs aufgehoben" — hörte er, als spräche der Himmel, während ein sanftes Streicheln seine Starrheit löste.

„Halt es in Ehren — Du! — Sie starb, indem sie Dir Dein Leben gab!"

Tränen stürzten.

„Denk daran!"

Sie ging.

Knackend bog sich das Kreuz in seiner Faust und die Muskel sprangen: so voller Andacht, übermächtig stand er da.

ABSCHIED.

Tagvorher tuschelte, torkelte, geheimniste es von Mund zu Mund — von Ohr zu Ohr: „Morgen!" — „Morgen!"

Und über die Schultern der Heiligenkreuzler, die in Gruppen, hager und karg in der Brunst der verzückten Gärten standen, grinste ein neuer Gast: der Neid.

Verstohlen holten sie die alten Witzeleien hervor, gröhlten und verschrien die zündroten Haare, äfften Ignaz Pindors scheitigen

Gang nach — und brachen jäh ab, als er vorüberschritt, und mit der Helle seines Blickes die erschrockenen Gesichter streifte.

Ein Ruck — die Beine flogen, und wie abgeschossene Pfeile staken die Heiligenkreuzler in den Schatten der Türpfosten — und grinsten ihm nach.

Und der Morgen kam. Stand still und enthüllte sich. Eine tiefe Röte stieg aus der Leidenschaft der erregten Felder. Lerchen schossen hoch und zerpflückten das Licht mit jauchzenden Schnäbeln. Nachtkühle verrauchte im Gewipfel der Wälder. Wege härteten ihr Grau und lagen verstrichelt an den Hängen.

Da schoben, schlichen sich übernächtigte Gesichter aus dem Haus in den rosigen Schein. Tauchten auf und sanken ins Dunkel. Schrien darin — die Hände genäßt über den wunden Lidern.

Verzweiflung raste — der Neid verblich. Und grell lachte darein die Heiligenkreuz-Kapelle. Aber die Beter blieben aus.

Immer wieder kams zurück und wurde zur Folter im rauschenden Laub: „Kann gehen, kann gehen!“ — „Und Du, und Du?“

Dröhnend klopften die Hämmer und schlugen die hinabgesunkenen Qualen wach. Mit gekrümmter Brust standen sie dicht beieinander, aber sahen und hörten sich nicht — so vereinsamt machte sie ihr Leid.

Erst als der Oberin Ruf die Kehlen schnürte, Glocken schrillten, Füße stampften, der Küster umging, fluchte und suchte, da hetzten sie über Mauern und Hecken, Sprung an Sprung, logen und murrten und lärmten in die Bänke hinein.

Das Tor schlug zu. Funkend wich eine heiße Welle — die Sonne glühte die Klinke weiß, kroch übers Dach, hinauf zum Turm und überfiel vier Rosenkranzlängen später die ausströmende Schar mit einem Sturz von blendender Grelle. Finster floß der Oberin Gewand und knisterte unter den Stößen der spitzen Knie. In ihrem Gang, der sonst hart und entschlossen war, zögerte eine breite Steife, daß die Sandalen da und dort die Stufen verfehlten und unbeholfen klappernd gegen die Schwelle stießen.

Erschöpft fiel sie in den Stuhl und warf die Arme hoch in der Enge ihrer Kammer. Die Finger glitten auseinander — das Gebetbuch klatschte auf den Boden. Irgend etwas rasselte in ihrem Gehirn, grauenhaft, — und sie sah rötlichen Schimmer über einem Schädel, dessen Mund sie zu fürchten begann, unbewußt, überwunden von seinem schmerzlichen Lächeln.

Krampfhaft umspannte sie die Lehnen, strebte dunkel zu, warf den Blick nach innen — und rasch las sie in den Zügen einer längst gestorbenen Frau:

Wie? — Auch sie . . . . ?

Erschreckt fuhr sie zurück.

Und Er?

Ein Schauder riß sie wandüber, dicht vors Kreuz. Sie beugte sich hinab und sah Ihm von unten scharf ins Gesicht. Atemlos, den hölzernen Schaft in die Hände gerammt.

Erschlafft knickten die Arme.

Keine Antwort! Nichts! — Nur eine hängende Lippe, hilflos, vom letzten Ruf kinnabwärts gedrängt. Die Augen vom Zustrich des Todes verbalkt — verglast im Erspähn des Himmels.

Hastig griff sie nach dem Herzen. Ballte die Fäuste und hämmerte gegen die Schläfen.

Was war das?

Ein Lachen zerschellte. Windabgeworfen, weit hinten über dem Braun der Äcker.

Sie horchte. Brach ab, kämpfte, rang. Eine feuchte Kälte packte sie im Genick, schleuderte sie hoch, in steilem Bogen, daß sie blindlings zwischen dem Gemäuer irrte, — wandentlang, quer durchs Licht, nach vorn und wieder rundherum.

Die Sohlen bekamen Zungen, Bretter, Balken schrieen ihr nach, und mitten in den rasenden Lauf, weit der Nische entbogen, hielt die Mutter Maria das lächelnde Knäblein ins Licht.

„Güte!" — „Güte!" — rief es von oben.

„Härte!" — „Härte!" — knirschte es unten.

Sie wankte, hin — her, die Schultern knackten — und erloschen schlug sie vornüber.

In grellen Blitzen fuhren die weißen Ränder der Kapuze nach. Bleihelle Dreiecke glänzten im Schwarz und hoben den gesteiften Stoff.

Da stürzte sie hoch — kein Laut, kein Atem, nur noch Blässe, verhärtet im Gewand.

Vor ihr, brauenüberschattet, brannten zwei Seen aughervor, aus deren Tiefe versunkene Sterne flackten.

Ignaz Pindor stand im Rahmen der Tür.

Den Haselholzstock vor sich hingestabt, trug er Hut und Bündel, und ein seltsamer Schein ging hinter ihm her.

Verstummt standen sich die beiden gegenüber. Dann versuchte eine erschrockene Stimme den ersten Gang. Kehrte zurück und vergurgelte.

Noch einmal tat sich die Oberin Gewalt an — scheu löste sich von den Lippen Wort für Wort:

„Du gehst jetzt — und" — scheu blickte sie nach dem Kruzifix. „Ich gehe!"

„Und — Gott . . ." — ihre Stimme überschritt eine ungewohnte Höhe. Sie verstummte.

Ignaz Pindor stand jetzt dicht vor ihr. Unbeholfen, breit und stämmig im Wuchs. Doch plötzlich bog er zur Seite, jäh, unbegriffen:

hell glänzte eine Träne über ihm auf, rollte kinnab, streifte den Ordenskragen, zögerte und fiel schwer zu ihm hinab in das Becken der gerundeten Hand.

Erstarrt hielt er lange den Tropfen fest. Erblaßte — wich — und das letzte, was er im Davonsturz mitnahm, war diese vereinsamte, leuchtende Kugel, die den ganzen Harm einer überwundenen Bitterkeit umschloß.

So schied Ignaz Pindor.

Und raste — raste — raste:

hinweg durchs Tor, auf den wartenden Weg, hängehoch, flurenentlang, hinein in den Wald und steil darüber hinaus vor die Glut einer treibenden Wolkenwand. Da wuchs er gewaltig ins Grell der Fläche, während Heiligenkreuz tief unter ihm lag, nur noch ein Fleck, mit dem Finger wegzuwischen.

Und steinwegbrechend schoß ein Pfad herbei und hob ihn hoch — felsüber — ins härteste Blau.

Erwin Freundlich:

DIE ENTWICKLUNG DES PHYSIKALISCHEN WELTBILDES BIS ZUR ALLGEMEINEN RELATIVITÄTSTHEORIE.

Es wird vielen eine Ueberraschung, vielleicht noch mehr eine Enttäuschung gewesen sein zu hören, daß die Physik in unseren Tagen zu einer Revision ihrer Grundlagen gezwungen sei und daß diese Revision zu einer völlig neuartigen Auffassung vieler Grundbegriffe unserer Naturbeschreibung geführt hat. In der Tat ist es auf den ersten Blick verwunderlich, daß dasjenige Wissensgebiet, welches durch seine außerordentlichen Entdeckungen während der letzten Jahrzehnte eine anscheinend so tiefe Kenntnis der Naturvorgänge offenbarte, gleichzeitig erleben mußte, daß in seinen Fundamenten tiefliegende Lücken aufgedeckt wurden. Es konnte aber nicht anders kommen. Denn die Anschauungen, zu denen die Physik heute gelangt, konnten nur auf dem Boden der bis in die letzten Jahre hinein gewonnenen Erfahrungstatsachen überhaupt verstanden werden.

Das physikalische Weltbild umfaßt zwei große Erscheinungskomplexe, nämlich die Bewegungsvorgänge der Materie und zweitens die elektromagnetischen Vorgänge in und zwischen der Materie. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre eine so knappe Gliederung nicht möglich gewesen; da wären die Lichterscheinungen, die Wärmestrahlung usw., als selbständiges Forschungsgebiet aufgetreten. Es ist jedoch seit den Forschungen Maxwells gelungen, alle diese Gebiete von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte als elektromagnetische Vorgänge zu verstehen.

Das Studium der Bewegungsvorgänge der Körper ist Aufgabe der Mechanik; ihre Grundelemente sind die Begriffe: Masse der Körper, Geschwindigkeit und Beschleunigung, d. h. Aenderung der Geschwindigkeit in der Zeiteinheit. Das Studium der elektrischen und magnetischen Vorgänge ist Aufgabe der Elektrodynamik. In ihr tritt an die Stelle des Begriffes der Masse eine andere physikalische Größe auf, die wir mit Energie bezeichnen. Dieser Begriff ist schon bedeutend schwieriger prägnant zu fassen, da uns nicht ein so elementarer Sinn, wie der Tastsinn zu Hilfe kommt,

um ihn zu erläutern. Daß aber im elektrischen Strom, in der Schwungkraft eines Rades usw. eine genau meßbare Größe auftritt, die wir in Arbeitsleistung umzusetzen vermögen, dies führte dazu, den Begriff der Energie zu schaffen, welche wir, je nach ihrer Erscheinungsform, als chemische Energie, als Strahlungsenergie einer Lichtquelle oder Energie der Lage z. B. bei einem aufgezogenen Uhrgewicht bezeichnen.

Diese zwei Forschungsgebiete, die Mechanik und die Elektrodynamik entwickelten sich bis in die letzten Jahre hinein, ohne Einfluß aufeinander, bis man sich eines Tages vor Aufgaben gestellt sah, in denen sowohl Bewegungsvorgänge der Körper als auch elektrische Vorgänge vereint auftreten. Und da kam die peinliche Erkenntnis zu Tage, daß sich beide Disziplinen nicht zu einer befriedigenden Beschreibung solcher Erscheinungen zu ergänzen vermochten. Vielmehr geriet man in scheinbar unüberbrückbare Schwierigkeiten, bis Albert Einstein im Jahre 1905 den Grund derselben in einer ganz tiefliegenden Lücke unserer Naturbeschreibung aufdeckte.

Das Weltbild, das sich die Antike machte, unterscheidet sich von dem heutigen, zu welchem Kopernikus den Grund gelegt hat, durch den wesentlichen Umstand, daß die Erde mit dem Menschen in den Mittelpunkt der Welt verlegt wurde. Um die Erde sollten alle Gestirne, ob Fixsterne, Planeten oder Sonne, Kreisbahnen beschreiben. Die Durchführung dieser Auffassung führte insbesondere bei den verschiedenen Planeten zu so gezwungenen und komplizierten Vorstellungen, daß es Wunder nimmt, daß erst am Ausgang des Mittelalters der kopernikanische Standpunkt sich durchzuringen vermochte. Auch bei Kopernikus spielt die Kreisbahn eine bevorzugte Rolle, doch stellt die Sonne den Mittelpunkt dieser Bahnen dar, was zu einem unvergleichlich viel einfacheren Bild der beobachteten Erscheinungen führte. Die Leistung Kepler's, die nächste Etappe in der Entwicklung des Weltbildes, bedeutet im wesentlichen eine Verfeinerung des kopernikanischen Systems. Er zeigte, daß an die Stelle der Kreisbahnen bei den Planeten Ellipsenbahnen zu treten haben, in deren einem Brennpunkt sich die Sonne befindet. Mit Kepler schließt die erste große Phase der Mechanik ab, gekennzeichnet durch den Umstand, daß man zu einem möglichst einfachen Abbild der beobachteten Bewegung der Himmelskörper zu gelangen suchte und nicht aus möglichst wenigen, einfachen Prinzipien alle Bewegungsvorgänge abzuleiten strebte.

Den Beginn mit einer systematischen Untersuchung der Bewegungsvorgänge machte Galilei, und zwar er wiederum vorerst noch unter Beschränkung auf die auf der Erde wahrgenommenen

Bewegungsvorgänge. Galilei schuf den einen Grundbegriff der Mechanik, den Begriff der *trägen Masse* der Materie. Während man bis dahin der Auffassung war, ein einmal in Bewegung gesetzter Körper müsse von selbst die erworbene Geschwindigkeit allmählich einbüßen, vertrat Galilei den diametral entgegengesetzten Standpunkt, nämlich: ein jeder Körper behält eine einmal erworbene Geschwindigkeit bei, es sei denn, daß eine äußere Kraft ihn bremst oder beschleunigt. Dies ist die Folge einer besonderen Eigenschaft der Materie, ihres Beharrungsvermögens, die man auch mit Trägheit, träger Masse der Materie bezeichnet. Wenn man eine Türe zu öffnen oder zu schließen sucht, so hat man ein ganz bestimmtes Maß von Kraft aufzuwenden, auch wenn die Tür in ihren Angeln völlig reibungslos liefe. Man hat eben die Trägheit der Tür zu überwinden; und diese ist wesentlich verschieden, je nachdem es sich um eine Stubentür oder um ein eisernes Gartentor handelt, weil die träge Masse des Gartentores, wie man sich ausdrückt, die größere ist. Die träge Masse eines jeden Körpers ist eines seiner Grundattribute, die der Physiker kennen muß, will er Bewegungsvorgänge eines Körpers studieren. Das Trägheitsgesetz von Galilei, welches also lautet: ein jeder Körper behält eine einmal erworbene Geschwindigkeit bei und bewegt sich mit dieser gradlinig, gleichförmig fort, wenn nicht eine äußere Kraft bremsend oder beschleunigend auf ihn wirkt, tritt auch in der Newton'schen Mechanik später als Grundgesetz auf. Daß dieses Trägheitsgesetz nicht ausreichen kann, um allen Bewegungsvorgängen gerecht zu werden, ersieht man daraus, daß wir weder auf der Erde, noch am Himmel Bewegungen wahrnehmen, die gradlinig, gleichförmig verlaufen. Auf der Erde fallen alle Körper mit einer ganz bestimmten Beschleunigung, und am Himmel bewegen sich alle Gestirne in geschlossenen, also krummlinigen Bahnen. Wir haben es also durchweg mit Bewegungserscheinungen zu tun, bei denen Kräfte im Spiel sind, und benötigen folglich ein Gesetz, welches den Einfluß einer Kraft auf die Bewegung eines Körpers zu berechnen erlaubt. Ein solches Gesetz hat Newton aufgestellt. Es besagt, die Beschleunigung, d. h. die Änderung der Geschwindigkeit, die ein Körper im Laufe einer Sekunde erfährt, ist proportional der auf den Körper in dieser Zeit wirkenden Kraft. Der Proportionsfaktor ist die träge Masse des Körpers, also: träge Masse $\times$ Beschleunigung = Kraft. Das ist das Grundgesetz der Bewegung eines Körpers unter dem Einfluß einer Kraft in der Newton'schen Mechanik. Auf diesem Grundgesetz baut sich unsere gesamte technische Mechanik, Balistik und Himmelsmechanik auf. Doch war noch

eine Aufgabe von grundsätzlicher Bedeutung zu lösen. Es mußte das Wesen der Kräfte aufgeklärt werden, die auf der Erde das beschleunigte Fallen aller Körper hervorrufen und der Kräfte, welche die Planeten an die Sonne ketten. Auch diese Aufgabe hat Newton in einer Weise gelöst, welche die Einheitlichkeit unseres Weltbildes in außerordentlichem Maße gefördert hat. Er wies nach, daß die Fallkräfte auf der Erde und die Kräfte, welche alle Planeten an die Sonne, den Mond und die Erde usw. ketten, die gleichen sind. Er schuf damit den Begriff der *Schwere*. Alle Körper ziehen sich nach Newton mit einer Kraft an, die erstens umgekehrt proportional dem Quadrate ihres gegenseitigen Abstandes ist, sodann aber direkt proportional einer von den Körpern selbst abhängenden Größe, die man die *schwere* Masse eines Körpers nennt und die also die Kraft mißt, mit welcher er einen in der Entfernung „1" befindlichen Körper anzieht. Zwei Körper mit den schweren Massen m_1 und m_2 ziehen sich also im Abstande r mit einer Kraft an, die proportional $\frac{m_1 \, m_2}{r^2}$ ist. Und Newton zeigte, daß in der Tat unter dem Einfluß einer solchen Kraft die Planeten Kepler'sche Ellipsen um die Sonne beschreiben müssen. So verschmolz er die Bewegungsvorgänge der Himmelskörper und die Fallerscheinungen auf der Erde zu einer einheitlichen Erscheinung gleichen Ursprungs. Es tritt also in der von Newton geschaffenen Mechanik der Begriff der schweren Masse eines Körpers als neues Bestimmungsstück neben seine träge Masse. Diese beiden Größen werden völlig unabhängig von einander in die Mechanik eingeführt. Auf diesen Ansätzen Newtons baut sich die ganze Mechanik auf. Und ihre Erfolge insbesondere in der Vorausberechnung beobachteter Himmelserscheinungen waren so außerordentlich groß, daß man mit der Zeit fast ein blindes Vertrauen zu dieser Newtonschen Theorie gewann.

Und doch trug diese Theorie ihren Todeskeim in sich; und wenn es überhaupt einen Sinn hätte, von einer Schuld der früheren Jahre zu sprechen, so kann sie nur darin liegen, daß in den Schulen und Hochschulen nicht mit genügendem Nachdruck auf diese Schwächen der Theorie hingewiesen wurde und so der Boden für die neuen Anschauungen geebnet wurde, die heute nach Geltung streben. Da diese Schwächen ganz prinzipieller Natur sind, ist es durchaus möglich, sie klar zu legen, ohne auf Einzelheiten der Theorie eingehen zu müssen.

Die beiden Grundeigenschaften der Materie, welche sich bei den Bewegungsvorgängen fühlbar machen, sind ihre Trägheit und ihre Schwere. Als man daran ging, beide ihrer Größe nach zu

bestimmen, kam die Gesetzmäßigkeit zu Tage, daß bei allen Körpern, ganz unabhängig von ihrer physikalischen und chemischen Beschaffenheit träge und schwere Masse immer gleich sind. Wir kennen in der Tat wohl keine Gesetzmäßigkeit in der Natur, die mit so absoluter Genauigkeit erfüllt zu sein scheint. In der Newton'schen Mechanik findet aber diese Gesetzmäßigkeit keine tiefere Begründung. Sie ist ein Zufall, gewissermaßen ein Spiel der Natur. Ist das wahrscheinlich? Kann man eine Theorie als erschöpfend und befriedigend betrachten, die unter den vielen sich offenbarenden Gesetzmäßigkeiten der Natur einen Teil nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung mit einander verknüpft, dafür aber andere als Zufälligkeiten hinnimmt; in diesem Falle sogar gerade diejenige mit der größten Genauigkeit geltende?

Zweitens: Es ist wohl allen die Erscheinung der Zentrifugalkraft geläufig. Bindet man einen schweren Körper, z. B. einen Stein, an einen Faden und wirbelt ihn dann im Kreise herum, so entsteht im Faden eine starke Zugkraft, die evt. sogar zum Zerreißen desselben führen kann. Diese Kraft nennt man die Zentrifugalkraft. Nach der Newton'schen Mechanik kommt sie in folgender Weise zustande: Der Stein möchte in jedem Augenblick seiner Trägheit folgend, gradlinig davon fliegen. Um ihn in die Kreisbahn hineinzuzwingen, benötigt es einer Kraft, die der trägen Masse des Steins proportional ist und die in der Spannung des Fadens wieder zu Tage tritt. Ganz entsprechende Zentrifugalkräfte bestehen in jedem Punkte der Erdoberfläche, bis auf den Nord- und Südpol, infolge der Rotation der Erde um die Polachse. Nehmen wir nun an, es existierte außer der Erde überhaupt kein weiterer Himmelskörper, so würde man doch gar nicht auf die Vermutung einer Rotation kommen können. Trotzdem wären nach der Newton'schen Auffassung die Zentrifugalkräfte bemerkbar, und zwar weil die Erde relativ zum leeren Raum rotiert. Hier erscheint also der leere Raum, ein physikalisch ganz unvorstellbares Ding, als der Erreger einer direkt meßbaren Größe der Zentrifugalkraft. Schon Newton empfand es als außerordentlich störend, daß es ihm nicht möglich war, die Zentrifugalkräfte aus der Wirkung der Körper aufeinander zu erklären; und in der Tat offenbart sich hier eine außerordentlich große begriffliche Schwierigkeit der Newton'schen Mechanik.

Drittens: In dem Newton'schen Gesetz für die Anziehung der Massen aufeinander, dem sogenannten Gravitationsgesetz, wird überhaupt nichts darüber ausgesagt, wie sich eigentlich diese Kraftwirkung durch den Raum fortpflanzt. Nach der oben für diese Kraft hingeschriebenen Formel bedarf dieselbe überhaupt

keiner Zeit, um sich bis in die entlegensten Punkte des Weltalls bemerkbar zu machen. Bräche heute infolge irgend einer Katastrophe die Sonne in mehrere Teile auseinander, so wäre die veränderte Anziehung der verschiedenen Sprengstücke sofort, ohne daß auch nur ein Bruchteil einer Sekunde verstrichen wäre, bis zu den fernsten Sternen wirksam. Ein solches Gesetz kann man nicht als ein Naturgesetz ansprechen. Denn die Vorstellung, daß jede Wirkung sich nur mit einer endlichen Geschwindigkeit auszubreiten vermag, erscheint uns als eine unbedingt notwendige Forderung an alle Naturgesetze.

Dies sind drei prinzipiell sehr bedenkliche Schwächen der Newton'schen Mechanik. Zu ihnen tritt als weitere folgendes: So groß die Erfolge der Newton'schen Mechanik auch in der Beschreibung der beobachteten Bewegungen der Planeten waren, so war sie doch nicht in der Lage, eine vollständige Übereinstimmung zwischen Beobachtung und Theorie zu erreichen. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der französische Astronom Leverrier sich mit einer ausführlichen Diskussion der Planetenbeobachtung beschäftigte, stieß er auf zwei wesentliche Abweichungen zwischen Theorie und Beobachtung, und zwar beim Planeten Uranus und dem Planeten Merkur. Aus der Gesetzmäßigkeit, die diese Abweichungen zeigten, schloß er im Falle des Uranus direkt auf die Existenz eines weiteren noch unbekannten Planeten und es war in der Tat der größte Triumph der Newton'schen Theorie, als es dem Berliner Astronomen Galle dann gelang, den neuen Planeten an der von Leverrier voraus berechneten Stelle am Himmel zu beobachten. Darum glaubte man auch, daß die beim Merkur festgestellte Anomalie sich eines Tages in gleicher Weise aufklären würde. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Trotz aller Bemühungen ist es nicht gelungen, einen Himmelskörper zu entdecken, der die Bewegungen des Merkur in der gewünschten Art stören würde. Vielmehr hat man die Überzeugung gewonnen, daß es im Falle des Merkur nicht möglich sein wird, in gleicher Weise die Schwierigkeit zu beheben wie beim Uranus. Hier offenbart sich also eine wirkliche Abweichung zwischen Theorie und Beobachtung in der Newton'schen Mechanik.

Trotz dieser unzweifelhaften Mängel waren die praktischen Erfolge so außerordentlich groß, daß man mit der Zeit die Schwächen fast ganz aus den Augen verlor. Und erst durch die Entwicklung, welche die Elektrodynamik genommen hat, sind diese Fragen wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Bevor ich jedoch in gleicher Weise die Entwicklung der Elektrodynamik in großen Umrissen skizziere, muß auf eine fundamentale Erfahrungstatsache

der Mechanik hingewiesen werden. Bei den Bewegungsvorgängen der Körper auf der Erde kommt in keiner Weise die Tatsache zum Ausdruck, daß die Erde in jedem Augenblick mit der riesigen Geschwindigkeit von fast 30 km in der Sekunde durch den Weltraum saust. Wir haben keine Möglichkeit, auf der Erde durch Beobachtung von Bewegungsvorgängen ihre Bewegung als ganzes im Weltraum festzustellen. Diese Erfahrungstatsache hat einen entscheidenden Einfluß auf die Gestalt der Grundgesetze der Mechanik.

Die Entwicklung der Elektrodynamik umfaßt eine viel kürzere Zeitspanne als die der Mechanik. Nach einer relativ kurzen primitiveren Phase fand sie in Maxwell denjenigen Forscher, welcher für sie das, was Newton für die Mechanik getan hatte, leistete. Maxwell gelang es, alle elektromagnetischen Vorgänge aus wenigen Grundgesetzen abzuleiten. In diesen Maxwell'schen Gleichungen wird der innige Zusammenhang zwischen den elektrischen Erscheinungen und den magnetischen Erscheinungen als fundamentale Erfahrungstatsache zahlenmäßig festgelegt und damit von Anfang an das geleistet, was in der Mechanik nicht gelungen war, wo unzweifelhaft die Trägheits- und Schwererscheinungen nicht minder eng miteinander verwandt sind, als die elektrischen und magnetischen Erscheinungen. Sodann gelang auf Grund der Maxwellschen Gleichungen die Entdeckung, daß sich elektromagnetische Wirkungen mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten. Dadurch gewann nicht nur die seitdem über die Massen fruchtbare Anschauung feste Gewalt, daß die Lichtstrahlung, Wärmestrahlung, Röntgenstrahlung usw., als elektromagnetische Strahlungen aufgefaßt werden können, sondern es wurde auch hier die Klippe vermieden, an der das Newton'sche Gravitationsgesetz einmal scheitern sollte, weil sie den Schwerewirkungen zwischen den Körpern keine Zeit zur Durchdringung des Raumes vorschreibt. Da eine Auffassung der Licht- und Wärmestrahlung als einer Wellenfortpflanzung sich bis in die letzten Folgerungen hinein bewährte, lag es nahe, sich einen Träger dieser Wellenbewegung zu denken. Dieser hypothetische Stoff, den man mit Lichtäther bezeichnet, sollte alle Räume erfüllen, auch da, wo nicht die geringsten Spuren von Materie zu finden sind. Denn das Licht kommt anscheinend fast ungeschwächt von den fernsten Fixsternen zu uns. Und nun konzentrierte sich gewissermaßen der ganze Kampf der Erkenntnis um diesen Lichtäther, d. h. um den Nachweis seiner physikalischen Realität. Verfolgte man die Analogie, daß der Lichtäther die Lichtwellen fortpflanze, so wie z. B. Wasser oder Luft die Schallwellen, so mußte man ihm eine Elastizität zusprechen, die der härteste Stahl nicht entfernt erreicht. Andererseits schwimmen aber alle

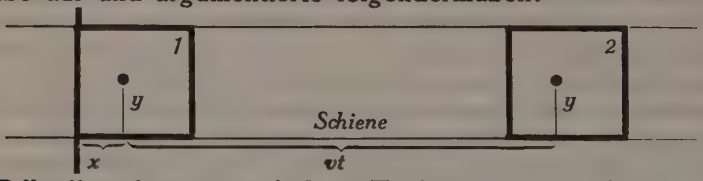
Planeten und sonstige Himmelskörper im Lichtäther, ohne daß wir eine Spur von bremsender Wirkung desselben auf deren Bewegung wahrnehmen. Solche Anschauungen ließen sich nicht miteinander vereinen. Ferner, da elektromagnetische Wellen die Materie durchdringen, z. B. das Licht durchsichtige Körper, wie Luft und Wasser, so mußte der Lichtäther auch die Materie selbst durchsetzen. Deshalb lag folgende Frage nahe: Beteiligt sich dieser in der Materie befindliche Aether an der Bewegung der Materie, wird er gewissermaßen mitgerissen? Das Experiment entschied verneinend. Ueberhaupt kann man als zusammenfassendes Ergebnis aller Versuche, die Existenz des Lichtäthers nachzuweisen, sagen, der Lichtäther entzieht sich jeder unmittelbaren Beobachtbarkeit. Nur in einer Hinsicht schien er seine Existenz zu dokumentieren. Alle optischen Versuche deuten darauf hin, daß der Lichtäther ruht und sich im wesentlichen nicht an der Bewegung der Materie beteiligt; dann mußte der Lichtäther wenigstens in der Hinsicht seine physikalische Existenz kundtun, daß man von einer Bewegung relativ zum Lichtäther sprechen kann. Es mußte sich also ein Unterschied in der Lichtausbreitung auf der Erde offenbaren, je nachdem man das Licht in der Richtung zur Erdbewegung oder quer dazu aussendet. Wir müßten den Aetherstrom, durch den wir dauernd uns hindurchbewegen, auf der Erde wahrnehmen. Nun, auch der zu diesem Zweck von Michelson mit größter Sorgfalt wiederholt ausgeführte Versuch verlief völlig ergebnislos. Trotz der Bewegung der Erde breitet sich das Licht nach allen Seiten mit der gleichen Geschwindigkeit aus. Man gelangte also zu derselben Einsicht wie im Falle der Bewegungsvorgänge. Ebensowenig wie man auf der Erde mit Hilfe von Bewegungserscheinungen deren Bewegung durch den Raum konstatieren kann, ebensowenig gelingt es mit Hilfe von elektromagnetischen, also speziell optischen Vorgängen. Wir können überhaupt für alle Vorgänge auf der Erde dieselbe als ruhend oder bewegt auffassen; selbstverständlich gilt das vorerst nur für ihre, in jedem Augenblick mit genügender Genauigkeit als gradlinig gleichförmig, d. h. unbeschleunigt aufgefaßte Bewegung.

Hier ist die kritische Stelle, an welcher der Zusammenprall beider Disziplinen der Mechanik und der Elektrodynamik erfolgte und von wo sich die Front der klassischen Theorie Newtons auflöste.

Die Erfahrungstatsache, daß man aus den Bewegungsvorgängen auf der Erde, deren für jeden Augenblick mit genügender Annäherung gradlinig, gleichförmige Bewegung durch den Weltraum nicht zu konstatieren vermag, ist nicht nur die Feststellung einer Tatsache, sondern bedeutet zugleich auch eine Forderung an die

Formeln der Theorie, damit sie diese Erfahrungstatsache ihrerseits wiedergeben. Wenn der Physiker mit dem Grundgesetz der Bewegung nach der Newton'schen Mechanik arbeitet: Masse × Beschleunigung = Kraft, so hat er dieses Gesetz in eine Formel zu kleiden. Diese Formel enthält Symbole für Raum- und Zeitmessungen zur Feststellung von Abständen, Fallzeiten usw. Um den Ort eines Körpers im Raume zu fixieren, bedarf es dreier Bestimmungsstücke, die man die drei Koordinaten des Körpers nennt, also z. B. für einen Körper in einem Zimmer seine beiden rechtwinkligen Abstände von zwei aufeinander senkrechten Wänden und seine Höhe über dem Fußboden.

Nun denken wir uns einen Physiker, der in einem fahrenden Eisenbahnzug Billard spielt. Er wird die Lage seiner Kugeln durch die Abstände von den beiden zueinander senkrechten Banden des Billardtisches messen. Der Zug fahre mit gleichförmiger Geschwindigkeit ohne zu stoßen, genau in Richtung der Längsseite des Tisches. Uns lehrt die Erfahrung, daß die Bewegung der Billardkugeln nicht davon beeinflußt wird, ob der Zug fährt oder an einer Station hält. Es müßte also für den Physiker ganz gleichgültig sein, ob er die Bewegung und Lage seiner Kugeln bezieht auf die mitbewegten Banden seines Tisches oder z. B. auf eine Schiene und eine Querleiste zwischen zwei Schienen. Er benötigt natürlich gewisser Formeln, um den Vorgang umzurechnen, nämlich vom bewegten System der zwei Tischbanden zum ruhenden Bezugssystem: Schiene und Querleiste. Die Aufstellung dieser Formeln faßte die Newton'sche Mechanik als eine rein mathematische Rechenaufgabe auf und argumentierte folgendermaßen:



Die Billardkugel möge auf dem Tisch ruhen; ihr Abstand von den beiden Banden betrage x und y *cm*. Dagegen betrage der Abstand von der Querleiste im Ausgangspunkt $x' = x$ und $y' = y$ von der Schiene, von welcher wir der Einfachheit halber annehmen, daß sie genau lotrecht über der einen Längsbande des Tisches verlaufe. Nach mehreren Sekunden befindet sich der Wagen an der Stelle 2. Ist die Geschwindigkeit des Zuges v *cm* und der Zug von der Stelle 1 bis 2: t *Sek.* unterwegs, so hat sich der Eisenbahnwagen mit dem Billardtisch um vt *cm* weiter bewegt. Da die Kugel auf dem Tische ruhen soll, so haben sich Koordinaten

x und y relativ zu den Banden nicht geändert. Doch ist jetzt:

$$x'=x+vt,\ y'=y\ z'=z$$

denn die Höhe über dem Fahrdamm hat sich nicht geändert. Dies sind die Formeln, nach denen die Newton'sche Mechanik die Raummessungen von einem bewegten System: Eisenbahnwagen: auf ein ruhendes System: Bahndamm, umrechnet. Zu diesen Umrechnungsformeln für die Raummessungen hat noch eine für die Zeitmessungen zu treten; und hier machte man sich die Sache sehr leicht. Man sagte: da die Zeitmessungen nichts mit der Bewegung zu tun haben und Zeitpunkte und Zeitspannen eine absolute Bedeutung haben, so ist selbstverständlich $t'=t$, worin die Identität der Zeitmessungen im fahrenden Zug und auf dem ruhenden Eisenbahndamm zum Ausdruck kommt. Wohl verstanden ist die einfache Umrechnung der y' in die y durch $y'=y$ und ebenso der dritten Koordinate nur durch den Umstand bedingt, daß die Fahrtrichtung genau parallel der Schiene und der einen Tischkante verläuft. Für die Zeitmessungen gilt aber *immer* $t'=t$.

Nun besagt die Erfahrungstatsache, daß der im Zug fahrende Physiker an den Bewegungen der Billardkugeln nicht die Bewegung des Zuges wahrnehmen darf, auf die Formeln der Theorie angewandt folgendes: Ob sich der Physiker der Koordinaten x,y,z,t, oder $x'y'z't'$ bedient, muß für die Beschreibung der Bewegungsvorgänge belanglos sein, d. h. die Formeln müssen ungeändert bleiben, wenn man z. B. in dem als Formel beschriebenen Gesetz: Masse$\times$Beschleunigung$=$Kraft die gestrichelten Koordinaten mit Hilfe der obigen Umrechnungsformeln an die Stelle der ungestrichelten Koordinaten eingeführt. In der Tat erfüllen alle Formeln der Newton'schen Mechanik diese Bedingungen. Dies ist das sogenannte *Galilei-Newtonsche Relativitätsprinzip* der klassischen Mechanik.

Als die Elektrodynamik zu dem Ergebnis gelangte, daß es auch nicht möglich sei, mit Hilfe optischer Versuche im Laboratorium die Bewegung der Erde zu konstatieren, ebensowenig wie mit Hilfe von Bewegungserscheinungen, da hätte man unbedingt erwarten müssen, daß sich auch die Grundgleichungen der Elektrodynamik, also die Maxwell'schen Gleichungen nicht ändern, wenn man mit Hilfe der obigen Formeln die Umrechnung von einem bewegten zu einem ruhenden System vornimmt. Hierbei erlebte man jedoch die große Enttäuschung, daß das nicht der Fall ist. Anfangs glaubte man, der Grund dieser Schwierigkeiten beruhe in Mängeln der Maxwell'schen Theorie. Als es jedoch nicht gelingen wollte, zu restloser Klarheit hierbei zu gelangen, da trat eines Tages Einstein hervor und wies nach, daß der Grund dieser Schwierigkeiten an einer ganz anderen Stelle liege, wo man sie

nicht vermutet hatte. Er zeigte nämlich, daß die oben abgeleiteten Umrechnungsformeln gerade an der Stelle, auf die man am wenigsten Augenmerk gerichtet hatte, fehlerhaft sind. Die Umrechnung der Zeitmessungen vom ruhenden Bahndamm auf den fahrenden Zug ist absolut nicht so unproblematisch, vielmehr ein recht komplizierter Vorgang, der sorgfältig hätte analysiert werden müssen. Wir wollen darum diesen Vorgang etwas genauer betrachten.

Wenn man etwas über den Zeitpunkt eines Ereignisses aussagt, so bedeutet das, man stellt die Gleichzeitigkeit des Ereignisses mit einer bestimmten Zeigerstellung einer Uhr fest. So lange man also seine Betrachtungen auf Vorgänge beschränkt, welche sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Uhr abspielen, bringt die Aufgabe der zeitlichen Auswertung der beobachteten Vorgänge keine besonderen Probleme. Wie steht es aber damit, wenn man seinen Erfahrungsbereich auszudehnen versucht? Die Voraussetzung dafür ist, daß man tatsächlich mit der ferneren Außenwelt in irgend einer Weise in Verbindung treten kann; und da hat sich dem Physiker als unübertrefflicher Nachrichtenvermittler das Licht zur Verfügung gestellt, das mit der riesigen, aber endlichen Geschwindigkeit von 300000 km in der Sekunde den Raum durcheilt, ohne eines materiellen Trägers zu bedürfen. Wenn nun ein Astronom auf der Sonne das Auftauchen eines Fleckes beobachtet, so wird er nicht auf den Gedanken kommen, den auf seiner Uhr abgelesenen Zeitpunkt als den Augenblick des Entstehens des Fleckens zu deuten, denn er weiß, daß das Licht etwa 8 Minuten benötigt, um die Entfernung Sonne – Erde zu durchqueren. Er bringt darum selbstverständlich diese Lichtzeit in Abzug. Andernfalls ginge ja in alle Gesetze die zufällige und wechselnde Entfernung des Beobachters ein. Aber man sagte sich, wenn der Astronom diese Lichtzeit im richtigen Betrage von der unmittelbar abgelesenen Uhrzeit in Abzug bringt, dann erhält er die Zeigerstellung seiner Uhr, die wirklich gleichzeitig mit dem Auftreten des Sonnenfleckens war. Dieser Zeitpunkt hat einen absoluten Sinn, d. h. jeder andere Beobachter, der nur eine genau gleichgestellte Uhr besitzt, würde den gleichen Zeitpunkt für das Auftreten des Sonnenfleckens feststellen. Dieser Schluß ist fehlerhaft, wie uns die Betrachtung eines einfachen Beispiels lehren wird, das Einstein schon herangezogen hat.

Kehren wir zu unserem Eisenbahnzug zurück und nehmen wir an, daß der im Zug fahrende Physiker unmittelbar vor der Abfahrt seine Uhr mit der eines anderen Physikers, der am Bahndamm wohnen möge, gleichgestellt habe. Im Augenblick, da später der fahrende Zug gerade am Wohnhaus des ruhenden

Physiker vorbeifährt, mögen zwei Blitzschläge in den Bahndamm einschlagen, welche von beiden Physikern beobachtet werden. Wir nehmen an, daß der am Bahndamm postierte Physiker feststellt, daß beide Blitzschläge absolut gleichzeitig einschlugen. Er wird sodann feststellen, daß sein Beobachtungsort tatsächlich zufällig genau in der Mitte zwischen den beiden Einschlagpunkten der Blitzschläge lag. Was wird der fahrende Physiker wahrnehmen? Da auch für ihn die beiden Blitzschläge rechts und links von seinem Beobachtungsfenster einschlugen, so wird er dem einen Lichtblitze entgegenfahren und ihn früher wahrnehmen als den andern, der ihn einzuholen hat. Infolgedessen wird er zu dem Resultate gelangen: der eine Blitz schlug früher ein als der andere. Dies ist die fundamentale Tatsache der *Relativität* der *Gleichzeitigkeit* zweier Vorgänge. Sie bringt zum Ausdruck, daß alle unsere physikalischen Aussagen über den zeitlichen Verlauf räumlich distanter Ereignisse nicht davon unabhängig sind, daß wir mit Hilfe des Lichtes mit der Außenwelt bis in die weitesten Entfernungen in Verbindung zu treten vermögen. Wenn also die Verwendung der Lichtausbreitung auf der Erde sich darin bemerkbar macht, daß die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse nicht unabhängig von diesem Beobachtungshilfsmittel definiert werden kann, so bedeutet das nicht eine ungeschickte und mit Zufälligkeiten behaftete Definition der Gleichzeitigkeit, sondern es besagt, daß für den Physiker keine Möglichkeit besteht, seine physikalischen Begriffe völlig unabhängig von den ihm durch die Natur zur Verfügung gestellten Beobachtungsmöglichkeiten zu wählen. Wenn man diese Frage der Relativität der Gleichzeitigkeit eingehend analysiert, wie das Einstein im Jahre 1905 getan hat, so kommt man zu der Einsicht, daß für den im Zug fahrenden Physiker die Vorgänge der Außenwelt sich zeitlich in anderer Weise abspielen als für den ruhenden Physiker. Was für den einen gleichzeitige Ereignisse sind, sind es nicht für den andern und umgekehrt. Es ist also keineswegs, wie wir vorhin meinten $t' = t$ eine selbstverständliche Identität, sondern der Zusammenhang zwischen t' und t wird sowohl von der Fahrtgeschwindigkeit des Zuges als auch von der Lichtgeschwindigkeit abhängen. Die rechnerische Verfolgung der neuen Erkenntnis der Relativität der Zeitmessungen führte auf neue Umrechnungsformeln, und zwar erhielt man an der Stelle der früheren die folgenden Formeln:

$$x' = \frac{x + v\,t}{\sqrt{1 - v^2/c^2}};\quad y' = y;\quad z' = z;\quad t' = \frac{t + v/c^2 \cdot x}{\sqrt{1 - v^2/c^2}}$$

Hier bedeutet c die Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum. Sie sehen, der Zusammenhang zwischen $t' = t$ ist recht kompliziert geworden. Das sind die Formeln, deren sich der Physiker im Zuge bedienen muß, will er die Bewegung der Billardkugeln einmal von dem mitbewegten Bezugssystem der beiden Banden auf das ruhende Bezugssystem, Schiene und Querleiste, beziehen. Und da es ja nach der Erfahrung belanglos sein muß, ob er seinen Zug als ruhend oder fahrend betrachtet, so müssen die Formeln seiner Physik den gleichen Vorgang beschreiben, ob er die einen oder die andern Koordinaten benutzt. Dabei kommt die gegen früher umgekehrte Erkenntnis zu Tage. Die Gleichungen der Elektrodynamik erfüllen die Forderung, daß sie ihre Gestalt nicht ändern, wenn man mit Hilfe der neuen Formeln die Umrechnung von einem bewegten System auf ein ruhendes umrechnet; die Newton'schen Gleichungen der Mechanik erfüllen dagegen diese Bedingung nicht. Doch war jetzt diese Erkenntnis keine Überraschung, denn man wußte, daß man auf eine prinzipielle Lücke in der Newton'schen Theorie gestoßen war, und daß man vor der neuen Aufgabe stand, diese Lücke auszubessern.

Man wird nun fragen: Wie kam es, daß die Physiker diese doch ganz prinzipielle Schwäche in der Behandlung der Zeitmessungen in der Newton'schen Mechanik nicht früher bemerkt hatten? Der Grund ist leicht einzusehen. Vergleichen wir die zwei Systeme von Umrechnungsformeln, so sehen wir unmittelbar folgendes: Da die Geschwindigkeit des Zuges von einigen Metern in der Sekunde außerordentlich klein ist gegenüber der des Lichtes, so sind die Brüche $\frac{v^2}{c^2}$, $\frac{v}{c^2}$ sehr klein, so daß man die mit ihnen multiplizierten Glieder praktisch fortlassen kann. Dann werden aber aus den neuen Umrechnungsformeln, die man die Lorentz-Einstein'schen nennt, die früheren von Galilei-Newton. Man hatte also die Geschwindigkeit des Lichtes, obwohl man wußte, daß die endlich ist, unbewußt in den Formeln als unendlich groß gegenüber den irdischen Geschwindigkeiten eingesetzt, was allerdings bei der erstrebten Genauigkeit der Rechnungen zulässig war. Prinzipiell aber hat an die Stelle der Galilei-Newton'schen Relativitätsprinzips das sogenannte *spezielle Relativitätsprinzip* von *Lorentz-Einstein* zu treten. Dieses besagt: Nicht nur nicht aus den Bewegungsvorgängen, sondern auch nicht aus elektromagnetischen Vorgängen im Laboratorium läßt sich die Bewegung der Erde im Weltraum feststellen; es müssen also alle Naturgesetze unverändert bleiben, wenn man in ihnen die Umrechnung der Raum-Zeit-Koordinaten von einem ruhenden System auf ein

bewegtes System, allerdings nach den neuen Formeln vornimmt. Daß man dieses Relativitätsprinzip das spezielle nennt, hat seinen Grund darin, daß immer die beschränkende Voraussetzung gemacht wird, daß die Geschwindigkeit des bewegten Systems relativ zum ruhenden eine konstante ist.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes die ungeheure prinzipielle Wirkung der Erkenntnis der Relativität der Zeit erschöpfend darzulegen. Es folgte aus ihr nicht nur die Relativität der Zeitdauer eines Vorganges, sondern ebenso auch die der Längenausdehnung eines Körpers, seines Volumens, seiner Gestalt usw. Man gelangte also zu der wichtigen Erkenntnis, daß die Länge eines Körpers nicht als ein ihm schlechthin zukommendes Attribut aufzufassen ist, sondern als eine Relation, die zwischen ihm und dem messenden Beobachter besteht; das gleiche gilt für die Zeitdauer eines Vorganges. Welche Tragweite das für unsere gesamte Erkenntnistheorie hat, leuchtet wohl unmittelbar ein. Nur auf eine wichtige Entdeckung möchte ich noch kurz hinweisen. Die spezielle Relativitätstheorie lehrte, daß ein Körper, der Licht oder Wärme ausstrahlt, oder von dem ein elektrischer Strom abfließt, daß dieser Körper an *träger* Masse verliert, proportional der verlorenen Energie, d. h. sie lehrte: Auch die Größe, die wir mit Energie bezeichnen und die wir als etwas von der Materie grundsätzlich verschiedenes betrachten, auch sie hat träge Masse, genau so wie die Materie. Und man gewann sogar den Eindruck, als rühre die Trägheit der Materie überhaupt nur von der Trägheit der in ihr aufgespeicherten Energie her. Dadurch geriet unsere ganze bisherige Auffassung von dem Wesen der Materie ins Wanken.

Hier setzte nun die zweite große Tat Einstein's ein. Er hat das Gebäude der Physik, das er durch seine spezielle Relativitätstheorie ins Wanken gebracht hatte, durch ein neues Gebäude ersetzt, das frei von den prinzipiellen Schwächen ist, die wir vorhin als die unerfreulichen Merkmale der Newton'schen Mechanik kennen gelernt hatten.

Daß man nach der Aufstellung der speziellen Relativitätstheorie daran gehen mußte, die Gesetze der Newton'schen Mechanik umzugestalten, darüber war man sich im klaren. Die Frage konnte nur sein, genügte eine mehr oder minder tief greifende Umgestaltung der vorhandenen Gesetze oder mußte man bis auf die Fundamente zurückgehen und eine ganz neue Mechanik schaffen. Einstein erkannte, daß nur der letztere Weg wirklich zum Ziele führen würde, d. h. zu einer Mechanik, die frei war von dem unerquicklichen Begriff der absoluten Bewegung gegenüber dem

leeren Raum, in der sich nicht die Wirkung der Massenanziehungen zeitlos mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzte und in der nicht die absolute Gleichheit von träger und schwerer Masse der Körper ein nicht tiefer begründeter Zufall war. Im Gegenteil, diese älteste Erfahrungstatsache der Mechanik wurde zum Angelpunkt der neuen Einstein'schen Theorie. Zugleich wurde auch die spezielle Relativitätstheorie von der Einschränkung befreit, die ihr noch anhaftete, nämlich, daß die Geschwindigkeit der beiden gegeneinander bewegten Bezugssysteme eine absolut konstante sein müsse. Man kann nämlich die Forderung der speziellen Relativitätstheorie auch anders formulieren: von zwei gradlinig gleichförmig gegeneinander bewegten Systemen kann man nach Belieben jedes von beiden als ruhend oder bewegt auffassen. Es kommt nur auf die Relativbewegung an. Für die naive Beobachtung erscheinen aber auch alle beschleunigten Bewegungen nur als Relativbewegungen der Körper gegeneinander. Warum sollte es nicht gelingen, eine allgemeine Relativitätstheorie zu schaffen, in der überhaupt nur von Relativbewegungen gesprochen wird? Nun, das scheint aus folgendem Grunde nicht ohne weiteres möglich. Betrachten wir den einfachsten Fall einer nicht gradlinigen, sondern beschleunigten Bewegung, den der Rotation der Erde um ihre Polachse. An sich wäre es doch dem Belieben unterstellt, sich vorzustellen, daß das Weltall um die Erde rotierte. Aber bei der Rotation entstehen auf der Erde Zentrifugalkräfte und nach der Newton'schen Auffassung entstehen dieselben aus dem Grunde, weil jedes Teilchen der Erde in jedem Augenblick wegen seiner *trägen* Masse gradlinig davonstürzen möchte, jedoch in eine Kreisbahn hineingezwungen wird. Diese Auffassung der Zentrifugalkräfte ist nur denkbar, wenn die Erde rotiert. Wenn das Weltall um die Erde rotierte, könnten nach dieser Auffassung keine Zentrifugalkräfte entstehen. Es wäre höchstens denkbar, daß dann infolge der Massenanziehungen der Körper aufeinander auf der Erde gewisse Kräfte ausgelöst würden. Diese Kräfte würden von der *schweren* Masse der Materie herrühren. Und nun kommt der entscheidende Punkt. Unter welchen Bedingungen könnten diese Kräfte der gleichen Natur sein, wie die Zentrifugalkräfte? Die Antwort muß lauten, unter der Bedingung, daß die träge und die schwere Masse der Materie immer die gleiche ist. So gewinnen wir direkt aus der altbekannten Erfahrungstatsache der Gleichheit von träger und schwerer Masse eines jeden Körpers einen unmittelbaren Hinweis, daß es für uns doch möglich sein müßte, auch Rotationen als Relativbewegungen aufzufassen. Es ist nun in der Tat Einstein gelungen, eine ganz allgemeine Relativitätstheorie auf-

zustellen, d. h. also eine Mechanik zu schaffen, deren Grundgesetze nur Aussagen über Relativbewegungen der Körper gegeneinander enthalten. In dieser neuen Mechanik erscheint nicht mehr der leere Raum als der Erzeuger der Zentrifugalkräfte, und die Wirkung der Massenanziehungen breitet sich nicht mit unendlicher, sondern mit Lichtgeschwindigkeit aus. Die mathematischen Einzelheiten der neuen Theorie sind zu schwierig, als daß ich auf dieselben hier eingehen könnte. Nur auf einige interessante Folgerungen möchte ich noch zum Schluß eingehen.

Da das Newton'sche Grundgesetz der Bewegung, auf welches sich die ganze Himmelsmechanik aufbaut, schon auf Grund der speziellen Relativitätstheorie aufgegeben werden mußte, war die wesentlichste Aufgabe, die zu leisten war, die Schaffung eines neuen Grundgesetzes, um der Astronomie wieder ein neues Fundament zu geben. Dies ist in der Tat Einstein auf Grund eines neuen einfachen Bewegungsprinzipes gelungen. Und dieses neue Grundgesetz lieferte nicht nur wieder die bekannten Kepler'schen Gesetze, sie lieferte sogar sofort viel mehr, indem sie die immer noch nicht aufgeklärte Anomalie in der Bewegung des Merkur mit dem richtigen Betrage lieferte und damit erst die völlige Übereinstimmung zwischen den Beobachtungen der Astronomen und der Theorie schuf. Damit bewies die neue Theorie zum ersten Male ihre praktische Überlegenheit über die Newton'sche Mechanik.

Ein zweiter Prüfstein für die neuen Ansätze lag in folgender einfacher Überlegung. Wie ich schon wiederholt betont habe, ist die altbekannte Erfahrungstatsache der Gleichheit der trägen und schweren Masse der Körper der Angelpunkt der neuen Theorie. Nun hatte schon die spezielle Relativitätstheorie ergeben, daß ein Körper durch Ausstrahlung von Licht oder Wärme an träger Masse verliere. Dann muß er auch entsprechend an Schwere verlieren. Die Richtigkeit dieser Folgerungen haben nun im Laufe des vergangenen Jahres englische Astronomen durch den Nachweis der Schwere des Lichtes erbringen können. Lichtstrahlen von Sternen, die unmittelbar an der Sonne vorbeigehen, wie man sie während der Totalität einer Sonnenfinsternis beobachten kann, zeigten infolge der Schwerkraft der Sonne auf das Licht eine Ablenkung, und zwar genau in dem von der Einstein'schen Theorie vorausgesagten Betrage. Also, das Licht hat nicht nur Trägheit, sondern auch Schwere; d. h. die Größe, die wir mit Energie bezeichnen und die wir als eine von der Materie grundsätzlich verschiedene physikalische Größe betrachtet hatten, hat mit der Materie ihre wesentlichsten Eigenschaften, nämlich Schwere und Trägheit gemein. Und der Zeitpunkt ist vielleicht nicht fern, wo beide Begriffe

völlig ineinander übergehen werden und wir die Materie nur als eine Ansammlung irgendwie gebundener Energie werden begreifen können. Auch in diesem Falle hat die Beobachtung bisher zu Gunsten der neuen Ideen entschieden.

Aber eine Prüfung steht noch aus, und zwar gerade diejenige, auf die es mit am meisten ankommt. Denn sie ist eine unmittelbare Folge des Prinzips der Relativität aller Bewegungen und entspringt dem Einfluß desselben auf den zeitlichen Ablauf aller Vorgänge. Nach der neuen Theorie müßte eine Uhr, die ich auf den Mond bringe, schneller laufen als auf der Erde, dagegen langsamer, wenn ich sie auf die Sonne bringen könnte. Diese Gangänderung ist eine Folge davon, daß auf dem Mond, der viel kleiner ist als die Erde, die Schwere geringer ist, während die auf der Sonne bedeutend größer sein muß. Es handelt sich hierbei natürlich nur um einen kleinen Effekt; z. B. würde auf der Sonne die Uhr im Laufe eines Tages etwa $^1/_5$ Sekunde zurückbleiben hinter der entsprechenden Uhr auf der Erde und doch muß dieser Einfluß der Schwere auf den zeitlichen Ablauf der Dinge beobachtet werden können, denn wir haben die Möglichkeit, ganz gleich gebaute Uhren auf der Sonne, der Erde und den Fixsternen zu vergleichen, allerdings nicht Uhren im landläufigen Sinne. Aber als Uhr können wir jeden Vorgang benutzen, der wie die Pendelschwingung der Uhr sich in gleichen Perioden wiederholt. Läßt man das Licht der Sonne, eines Sternes oder einer irdischen Lichtquelle durch ein Glasprisma passieren und erzeugt ein Spektrum, so findet man das Farbband von lauter feinen dunklen Linien durchzogen. Diese Spektrallinien rühren von den in der Lichtquelle leuchtenden chemischen Elementen her und wir wissen, daß z. B. das Eisenmolekül durch ganz bestimmte Linien im Spektrum, gewissermaßen Tönen in der Skala der Farben, gekennzeichnet ist, das Kupfer durch andere Linien usw. Diese Eisenlinien im Spektrum der Sonne rühren davon her, daß in der Sonnenatmosphäre Eisenmoleküle Schwingungen ausführen und jede Linie entspricht einer ganz bestimmten Schwingungszahl, einem Ton. Wenn nun die Annahmen der allgemeinen Relativitätstheorie richtig sind, so müßte also das Eisenmolekül auf der Sonne langsamer schwingen, als das entsprechende Eisenmolekül auf der Erde. Und da wir jeder Stelle im Spektrum eine bestimmte Schwingungszahl zuordnen, so müßten also die Eisenlinien auf der Sonne gegenüber den entsprechenden Linien einer irdischen Lichtquelle verschoben sein. Dieser Betrag ist meßbar groß, doch ist dieses Gebiet noch nicht genügend erforscht, um einen so kleinen Effekt mit Sicherheit festzustellen. Immerhin liegen heute schon sichere Hin-

weise zu Gunsten der allgemeinen Relativitätstheorie sowohl aus Messungen an der Sonne als auch aus solchen an Fixsternen vor. Sollten die Beobachtungen auch hier wieder zu Gunsten der allgemeinen Relativitätstheorie ausfallen, so würde das nicht nur die letzten Zweifel an der Richtigkeit der neuen Theorie verscheuchen, trotz ihrer so überraschend neuartigen Anschauungen, es würden sich auch z. B. für die Astronomie ungeahnte Möglichkeiten eröffnen, um z. B. aus den Spektren der Sterne unmittellbar etwas über die Massen derselben auszusagen, und es bestände die Hoffnung, wieder einmal einen großen Schritt weiter in der Erfassung der Zusammenhänge des ganzen Universums zu kommen.

Max Pulver:

BETTLER SIND WIR VOREINANDER

Bettler sind wir voreinander,
Arme, vertrieben aus den Gärten.
Schüchtern bebt unser Herz
Im Bleiglanz des Schnees.
Über morsche Wege stolpern wir ins Nichts.
Schwester, gedenkst du noch,
Daß wir Kinder waren,
Jauchzend tappten nach rotrunder Sonne?
Daß Weide unsre durstigen Hände
Streichelte wie Mutterhaar?
Glühende Maimatten
Ihre Pfauenfächer vor uns spreizten?
Aber jetzt hocken wir grau an Pfützen
Halben Herzens vor den Lampen der Schenke,
Lauern auf Umarmungen
Und frösteln vor Einsamkeit
Noch im Arm des Buhlen.

LEDA

Könntest du Männer ertragen, Leda,
Wo sich der Gott im zarten Flaum des Schwans
Betäubend in deine Kniee schmiegte.
Haben nicht weißweiße Traumschwingen
Mit brennender Wärme dich eingehüllt!
Laß mich knien vor den Säulen des Tempels,
Den stumm vor Staunen ein Gott betrat.
Du bist geweiht, Entrückte,
Goldene Wolke über feuchter Bergschlucht.
Die Trauben deiner Brüste
Reifen in göttlicher Sonne.
Deine Fingerbeeren ruhn
In den Fußmalen der Lenden, der gottbetretenen.
Opferflamme dein rotes Haar
Lodert im Blick des Geliebten.

Bernhard Bernson:

GESPRÄCH UM STRINDBERG.

Der Eine: Mit welcher Hartnäckigkeit Sie sich an Das Band klammern; als wäre ein Quaderstein der ganze Dom, eine Welle der volle Ozean; als ob Proteus Strindberg nur diesen einen naturalistischen Einakter und nicht zehn andere seinem großen „Vater" auf die Bühne nachgeworfen hätte! Als Vierzigjähriger. Nach Damaskus, Rausch, Totentanz, Ostern, Luther, Königin Christine als Fünfzigjähriger. Seine Kammerspiele: Wetterleuchten, Brandstätte, Gespenstersonate, Scheiterhaufen als Sechzigjähriger. Ein Gehirn, das vor solchen Entladungen dramatischer Kampfkraft nicht bezwungen wird, ist nur zu schwach, oder zu feige, sich ihr mit Männlichkeit zu stellen.

Der Bühnenherr: Sie verlaufen sich ins Pathos, Verehrter. Nicht wir klammern uns an das Band, sondern Sie. Wir spielen es.

Der Eine: Aber falsch. Sie spielen Tolstoi statt Strindberg!

Der Bühnenherr: Wir spielen Strindberg.

Der Eine: Ja, Ihren Strindberg; das ist Strindberg, wie Sie ihn verstehen, nicht wie er sich selber will. Sie stellen Menschen zum Zweikampf der Seelen auf die Bühne; nach Strindbergs Gebot; gewiß; aber Ihre Menschen scheinen nur zu kämpfen, damit ihnen nach dem Streit die Versöhnungsküsse besser schmecken; sie kratzen und beißen sich und reißen an ihren Ketten. Aber diese Ketten sind nicht Schlangenleiber aus Erz und Gift, sondern Papierrosen. Ihre Freifrau sprüht Galle, Gift

und Haß im „Band", gewiß; sie peitscht mit Strindbergs Sprache den Freiherrn, und der Freiherr peitscht die Freifrau, der Mann foltert das Weib, das Weib foltert den Mann; sie geißeln sich einander in die Hölle der Einsamkeit. Aber wie? Mit Strindbergs Worten? Ja. Aber auch in Strindbergs Sinn? Nein! Das ist es. Sie wickeln seine Geißeln in wollene Windeln, bevor Sie losschlagen und verpacken seine Wortgewitter in Watte. Sie spielen Strindberg nicht, damit sich letzte, unlösliche Lebenstragik erfülle und im Donnersturz der dramatischen Lawinen das eine, einzige Weltgesetz in die Seele blitze, das Strindberg-Faust erlebt und gestaltet hat, das heißt:

Der Andere: Alles ist Folter! Ja? Gott ist nur Folterknecht! Ja? Leben die Folterbank! Ja? Liebe das Folterfeuer! Ja?

Der Eine: Ja! Denn Alles ist Kampf. Strindberg ist Kampf. Darum ist Strindbergspiel immer Seelenkampf, Kriegsspiel. Das Spiel unserer Zeit. Denn Strindberg ist der Dichter unserer Zeit. Aus ihm schreit die prometheische Kampfbegierde unserer Zeit, die jede Nervenfaser zum Dolch gegen die Lüge spitzt. Gegen die Lüge von Mensch zu Mensch; gegen die Lüge von Mensch zu Gott; gegen die Lüge von Gott zu Mensch; gegen jeglichen Betrug der Sinne am Geist. In Strindberg drängt unsere Zeit, unser aller Kämpfen und Erleiden, aufgespürt in den tragischen Quelltiefen und in dramatischer Formerfüllung gestaltet nach der Bühne, die durch ihn die Zeit versteht.

Der Andere: Wollen Sie, daß ich Strindberg als Kind und Erleider unserer Zeit erlebe, der unter ihren Mächten bis zum Irrsinn gelitten hat, und erwarten Sie stärkstes Gefühl von mir für die passionale Schmerzhaftigkeit seines Lebens, so sage ich: Ja! Wollen Sie aber, daß ich Strindbergs Drama als dichterischen Auskampf unserer Zeit erlebe, so sage ich: Nein! Denn

Strindbergs Drama ist nicht bis zum Kampf gediehen. Strindbergs Drama ist nicht Kampf, sondern Zank. Strindbergs Zankdramatik stammt nicht aus jenem tiefen Erleben am Menschen und an der Zeit, aus dem die Tragödie geboren wird, einem Erleben, das sich durch die eigenen Leiden hindurch freikämpft zu den Grundgesetzen des Lebens. Diese Grundgesetze der Gesamtheit aber liegen jenseits des Spuks gequälter Nerven, hoch über den Schaumbergen des Zufälligen und tiefer vor allem als die Pseudotragik der „Schwachen Stunde", an deren Dornen der Dramatiker Strindberg hängen geblieben ist.

Der Eine: Strindberg hat Ihnen nicht genug gelitten!

Der Andere: Er hat zuviel an seinem Ich, an seiner bürgerlichen Not und an seinen überreizten Nerven gelitten. Und zu viel übelgenommen. Er saß zu lange in seiner Ichbezüglichkeit gefangen, die ihn alles Erleiden als persönliche Unbill empfinden und übelnehmen hieß. Strindberg, der ganze Mensch, in seinem Lebensablauf und seiner Gestaltung in den großen Bekenntnisromanen ist Kampf und Tragödie durch die gesetzmäßige Notwendigkeit in der Tragik dieses Lebenskampfes. Aber außer diesem einzigen, wahrhaften, gelebten Strindbergdrama eines Prometheus wider Willen sehe ich keine Dramatik Strindbergs, die etwas anderes wäre, als eine furchtbar bedrückende Höllenbreughelei: Der Mensch in die Hölle seiner Schwächen gebannt, zerbricht nicht darin durch übertragisches Gesetz, sondern wird von Kakophonien flachbürgerlichen Gezänkes zur Fratze entstellt und in Fetzen zerrissen, die nicht leben und sterben, aber mit allen Künsten der Hölle einander foltern und beschimpfen können.

Der Bühnenherr: In Ihrer Übertreibung empfinde ich als ein Richtiges, daß Strindberg nicht wie unsere großen und mittleren Tragiker Menschen mit gesteigerten Stärken und Schwächen oder mit normaler, sondern mit halber oder geschwächter Menschlichkeit auf die Bühne stellt,

so eine Art Rentner des Gefühls, die sich jeden Pfennig ihrer Liebesausgaben vorrechnen; überhaupt sehr viel und sehr pfiffig rechnen. Aber wir laufen immer wieder im Kreis herum und verlieren das „Band". Bleiben wir dabei. Ich spiele „Das Band" und die andern Einakter weder um Strindberg totzuspielen, wie der Eine, noch um ihn zum gesetzgebenden Theatergott zu erheben, wie der Andere von Ihnen meint. Ich spiele es, weil Strindbergs Werk ein Recht an das Theater hat, in allen seinen Teilen gepflegt zu werden und mir „Das Band" zur unausweichlichen Auseinandersetzung mit Strindberg, dem Dramatiker, geeignet erscheint. Denn dieses Band hängt zwischen Strindberg, dem Vierzigjährigen, dem sogenannten Naturalisten und Strindberg, dem Rückwanderer in die Romantik, die immer seine Heimat war; zwischen Strindberg, der wie Nitzsche zum Weibe, mit der Peitsche zum Theater kommt, das ihm eine Biblia pauperum ist, eine „Volksschule" für die Jugend, für Halbgebildete und Frauen, die noch die niedrige Fähigkeit besitzen, sich betrügen zu lassen; zwischen dem Rationalisten Strindberg, der vom naturalistischen Schauspiel und namentlich vom Einakter eine Befreiung des Theaters von der gräßlichen Aesthetik erwartet, die nach seiner Meinung im Begriff war, die Menschen unglücklich zu machen und das Theater in ein „politisches Reithaus, in eine Sonntagsschule" zu verwandeln, und dem andern Strindberg, den wir besser kennen, der das Sündenkreuz auf die Bühne pflanzt und Swedenborg und Hegel predigt. Das Band stammt aus Strindbergs Verkrampfung in Kampftitanei, in der er die grausam-starken Kämpfe des Lebens die Quelle seiner Lebensfreude nannte und den Geruch besang, der ihm „von den Schlachtfeldern des Lebens mit ihren Leichenhaufen, Jammerschreien, Verwundeten und Toten als befruchtenden Südwind einer neuen Weltanschauung vom Leben als Kampf" zutrug. „Das Band" hängt zwischen diesem und dem alternden Strindberg, der mit zerfetzter

Seele von der Bühne über die Erkenntnis weint, daß Kämpfen gleich Leiden sei.

Der Eine: Sie sagen . . . Kampf, und das ist auch Kampf, was sich im „Band" mit der blinden Wucht eines Gewitters am Menschen vollzieht. Erleben sie denn nicht auch, wie sich im Rahmen dieser sechzehn Szenen, der nicht straffer und unerbittlicher um Menschenschicksale gespannt sein könnte, die ewige Tragödie des Menschen überhaupt erfüllt? Er greift im infernalisch-göttlichen Sinnenbrand nach der Schöpfung in ihren schönsten Gestalten; aber er liebt zu heiß, und das Geliebte verbrennt ihm in der Umarmung zu Asche. Und was nicht verbrennt, frißt seine allzersetzende und zerfetzende Wahrheitsgier, die sich durch kein Parfüm der Lüge betäuben läßt. Es beißt sich durch die Dinge bis in ihre heimlichste Wahrheit, wo sich ihre tragische Verwandlung von Liebe zu Haß, von Schönheit zu Schmutz erfüllt, wo Glaube Zweifel wird und Recht als Unrecht wirkt. So erlebe ich „Das Band" von der ersten Szene ab, die als Prolog gleichsam, in starken Holzschnittgriffen, aus Höllenschwarz und schneereinem Weiß gemischt, die letzte Schlacht zwischen zwei Menschen ins Rasen bringt. Ja, das ist mehr, als die trübe Historie einer Ehescheidung; das ist Endkampf zwischen Natur und Kultur, zwischen Liebe und Haß, zwischen Mann und Weib, zwischen zwei Geschlechtern und Generationen sowohl, wie zwischen zwei Volksschichten um die Herrschaft. Lassen wir aber diesen kunstvollen Leib, der ebenso urwüchsige Natur wie reine Kunst ist, kühn in Problem und Gestalt, selber wirken, anstatt ihm noch länger in Bildern und Begriffen das Fleisch vom Gerippe zu zerren. Da sind zwei Menschen unsrer Zeit, Baron Sprengel, die Freifrau. Freie, sublimste Liebe band sie aneinander; Liebe überwand soziale Kluft und zeitgeistiges Gift, das die Stellung der Geschlechter vertauschen, den Mann zum Sklaven des Weibes und das Weib zum Folterknecht des Mannes machen will. Aber die Liebe wird Haß und der Zeitgeist Gift in der Ehe,

in die sie sich von bürgerlicher Konvention hineinzwängen lassen; ihre Liebe muß Haß werden im Käfig der Ehe, wo ihnen die weiten Räume und Sehnsüchte der einsamen Stunden fehlen, in denen die satte Seele wieder durstig nach Liebe wird und in bräutlicher Inbrunst verjüngt um sie wirbt. Ehekäfig aber zwingt zur nähesten Nähe, in der die Liebe entweder von den Bleigewichten der Gewohnheit plattgedrückt wird, oder an der Wärme des unbegrenzten Beieinanders sich immer wieder zu verzehrenden Fiebern entzündet, Liebe in der einen, Haß in der nächsten Minute, bis die foltermüde Seele die bürgerliche Kette zerreißt, aus dem Käfig bricht und auf die Schlachtbank gerät. Schlachtbank ist das Gericht der bäuerlichen Schöffen im „Band", die haßvolle und unerbittliche Richter sind, weil zwischen Baron und Bauer die Mauer pharisäischer Frömmelei und und sozialen Hasses steht. Vor Pfarrer, Richter, Bauer und Büttel breiten Mann und Weib ihre Ehe aus, durchleben ihre ganze Qual noch einmal im Kampf um das Kind, das die einzige schöne, reine Blüte ihrer Ehe ist. Sie kommen mit dem Willen zur Verständigung, zum reinen Abschied aus einer Ehe, die Hölle geworden ist. Aber die zersetzte Liebe, verwandelt zu Haß, ist stärker, als der friedliche Wille. Aus sanftem Wort wird wieder Zank, aus Zank Streit und rasender Kampf mit Haß, Rachsucht, giftigem Vorwurf und Geißelschlag, der alle Hüllen der Scham von ihnen reißt, bis sie zitternd vor Schmerz in der gemarterten Nacktheit ihrer Seelen vor einander stehen, der Gewalttäter — Mann, die Hure — Weib, wie die Natur sie geschaffen hat und erkennen, daß kein Gericht der Erde, keine Macht des Himmels und der Hölle sie scheiden kann, weil sie aneinander geschmiedet sind „durch das Band, das ihre Liebe ist, die Gestalt angenommen hat, die Erinnerung an die schönsten Stunden, das ihre Seelen verknüpft, das Stelldichein, wo sie sich immer wieder treffen werden, ohne es zu wollen." Und dieses Band reißt ihnen das Gericht aus den Händen! Darum geht der Kampf weiter, „von

Schafott zu Schafott, ohne einen barmherzigen Henker zu finden", der diese beiden Menschen erlöst, die ihre Qual gegen Gott schreien, weil er die „Höllenliebe in die Welt kommen ließ, um die Menschen zu peinigen."

Der Andere: Der Kampf geht weiter, sagt Strindberg. Immer wieder spricht er von Kampf, immer wieder von Liebe. Kampf und Liebe sind die beiden Farben seiner dramatischen Fahne. Ich glaube an sie. Ich glaube auch an Strindbergs Kampfwillen, aber nicht an seine dramatische Kampfkraft, die ihm der Zeitgeist zerbrochen hat. Ich glaube weder an seinen Kampf, noch an seine Liebe, noch an seinen Menschen im Drama, denn wie hier, im „Band" sein Gott nur der Teufel ist, der halbe Gott, dem er die andere Hälfte unterschlägt, so ist sein Kampf nur Zank, seine Liebe nicht Zeugung, sondern Ermattung, so wie der ganze Mensch seines Dramas in der bürgerlichen Mittelschicht allein und nicht in der Erde wurzelt. Das Drama fordert aber zum Zweikampf zwischen irdischem und göttlichem Gesetz den ganzen Menschen, der in der Erde wurzelt und von ihr mit dem Trieb auch die Waffen zum Kampf empfängt. Das Drama fordert den ganzen Menschen auch von Strindbergs Zeit, die eine Zeit der unerhörten Brechungen und Zersetzungen war, die mit den Hämmern, Walzen und Bohrmaschinen der Technik, mit den Scheidewassern der „Naturwissenschaften" vom körperlichen ins seelische Leben des Erdmenschen eindrang und aus seiner plumperen Ganzheit die Vielheit einer höchst empfindlichen, überscharfen, beweglichsten Nervenseele formte, die ihr eigenes Dasein sowohl wie den Kosmos nurmehr als eine Fülle allerfeinster, gebrochener Schwingungen und Nuancen in schmerzhafter Wollust erlitt. Diese Zeit hat auch Strindberg erlitten. Aber ein anderes ist es, seine Zeit zu erleiden, und ein anderes, zu ihrem Wesensgesetz durchzudringen, mit dem allein der dramatische Chronist die Brücke schlagen kann, die von der Vergangenheit über den Strom der Gegenwart in die

Zukunft führt. Zu diesem Wesensgesetz, das sich gestalten, aber nicht zum Begriff formulieren läßt, führt die natürliche Forderung, vor der Brechung und Differenziertheit der modernen Seele nicht den Blick für die unzerstörbare Ganzheit des Menschen zu verlieren, der als naturhaft Gewachsener immer ein Ganzes bleibt, in wieviel unerhörte Brechungen dividiert er sich vor dem Zeitgeist auch spiegeln mag. In Strindbergs Drama sehe ich aber den Menschen nicht als ein Ganzes, in dem der Dichter die reich differenzierten Teile des Menschen zusammenfaßt, sondern als eine Bruchrechnung, als seelische, körperliche oder bürgerliche Teilerscheinung wider die Gesetze der Natur und Kunst, denen ohne die Einheit der tragenden Grundstoffe keine lebendige Gestaltung gelingen kann.

Der Eine: Bezwingt Sie denn nicht die erbarmungslose Wahrheit, mit der Strindberg die Wirklichkeit gestaltet? Das ist doch Form und Leben von unserem Leben, unser Leiden und unser Kampf, unsere Zeit, der Strindberg den Spiegel vorhält, um ihr zu zeigen, was sie aus dem Menschen macht.

Der Andere: Nein! Was Sie so zwingend an Strindberg erleben, ist mir keine Wahrheit, sondern die sogenannt „richtige" Beobachtung von Zufällen und Fällen unsrer kranken, schwachen und müden Stunden, gut beobachtete und geistreich berichtete Tat-Sachen. Das aber macht doch den dramatischen Dichter, daß ihn seine innere Anschauung des Naturganzen und Gesetzmäßigen zwingt, die Einzelerscheinungen des Lebens in ihren Zusammenhängen mit diesem Naturganzen zu gestalten. Strindberg aber unterliegt als Opfer seiner Zeit der Wirklichkeit. Vor der Fülle der Einzelerscheinungen und Icherlebnisse, die er in schmerzhafter Reizbarkeit erleidet, gerät seine Stellung vom Ich zum Ganzen in eine kranke Verkehrung; sich selbst zu nahe, rückt ihm die Gesamtheit so fern, daß er ihr Wesensgesetz nicht mehr zu erkennen

vermag. Die Wirklichkeit zerschlägt ihm den Menschen, Gott und die Natur. Nichts Peinvolleres, als das Bild des dramatischen Strindberg, der in der Grelle und im Gelärme der elektrischen Großstadt, im Alkoven, vor Gericht, in der Wüste, in Himmel und Hölle seinen Menschen suchen geht und nichts findet, als Fetzen. Fetzen und Bruchteil war sein Erlebnis in der Wirklichkeit. Fetzen und Bruchteil fügt er darum zum Drama, um die Brüchigkeit der Wirklichkeit zum Gesetz auch für die Ewigkeit zu erheben. Das ist ihm nicht gelungen. Das wäre ihm nur dann gelungen, wenn in seinem Drama die Tragödie der Brüchigkeit sich am ganzen Menschen und an den Grundgesetzen des Lebens erfüllte. Wo ist aber der ganze Mensch, wo das gesetzmäßige Muß im „Band", dieser Scheidung einer Ehe, die nie bestanden hat? Zeigen Sie mir an einem Wort die Liebe, von der soviel gesprochen wird und die nirgends aus dem nervösen Gebrodel hervorbricht! Oder ist das Kampf zwischen Mann und Weib, wenn ein listiger Fetzen männlichen Geschlechts seine Nervenschwäche an einer Hysterika mißt? Nein! Dazu ist dieser Baron in seinem Gemisch von gallertartiger Sinnlichkeit und Sentimentalität nicht der Mann und die Freifrau nicht das Weib. Denn das ist kein Weib, was Strindberg hier wieder auf ein Bruchstück hurenhafter Weiblichkeit reduziert, das ist vielleicht ein Geschöpf unsrer Zeit von gestern, aber nie Weib, nie Mutter!

Der Eine: So denken Sie doch an die zehnte Szene im „Band"! Wenn Mann und Weib sich noch einmal in die Augen sehen, während die Schöffen über dem Urteil brüten, da bricht in der Erinnerung an das Kind, das allein die Kosten für dieses grausame Scheidungsspiel tragen wird, todwunde, aber doch reine, ganze Menschlichkeit durch.

Der Andere: Die einen Satz lang anhält und nur eine Redeblüte ist, die kranke Selbstliebe überlügt. Was

ist das für eine Menschlichkeit und Liebe zum Kind, in der sich kein Naturtrieb mehr regt; die nicht dem Kinde gilt, sondern das Kind besitzen und ihm die Zukunft stehlen will — nur dem angeheirateten Widerpart zu Trotz und Leid? Das ist eine Kindliebe, wie die „Eheliebe", die nicht weit davon sich an der Verrechnung der gegenseitigen Ehebrüche zur trüben Flamme entzündet, die mir diese ganze dramatische Betonkonstruktion beleuchtet. Das ist dort, wo in Mann und Weib das Bewußtsein ihrer Schwäche, des eigenen, wie des Kindes Schicksal keimt; dort, wo der Auskampf zwischen Mann und Weib erst beginnen müßte mit dem Einsatz ihrer ganzen Naturkraft, damit der Zank zum Kampf wird, der nicht allein die eine Hälfte der Liebe, die Sinnenkitzel ist und zerfleischt, sondern auch ihre andere Hälfte, die zeugende, heilende, beglückende Liebe, die nicht nur brennt, sondern auch wärmt, in das Schicksal eines Menschenuntergangs einbezieht. Da fragt die Freifrau: „Glaubst du, daß ich dich je geliebt habe?" Und der Baron antwortet: „Ja, einmal wenigstens! Wie ich dir untreu wurde. Da war deine Liebe sublim. Wie schade, daß du meine Gattin wurdest. Als meine Geliebte hättest du einen unbestrittenen Sieg gewonnen und deine Untreue wäre nur die Blume meines jungen Weines gewesen." „Ja, deine Liebe war immer sinnlich!" seufzt die Freifrau . . . Das ist ihre „Liebe" und ihr Haß, der wie Strindberg sagt, das Futter des Kleides ist. Das ist Strindberg, der in der Ehe sitzt, wie in jenem Garten, wo er die Nachtigall singen hört. Er hört die Nachtigall, aber er glaubt nicht, daß die Nachtigall singt. Lesen sie in seinen Blumenmalereien und Tierstücken, wie er mit der rückwärts leuchtenden Laterne des Verstandes nach Beweisen sucht und scheinbar findet, daß die Nachtigall nicht singt, sondern krächzt. Sie sagen wieder, er sucht die Wahrheit. Was kümmert es mich, ob der Vogel Nachtigall oder Drossel heißt, wenn sein Gesang

nur wahr ist, was kümmert es mich, ob hinter „Hamlet", „Lear" und „Sturm" ein Name „Shakespeare" oder „Bacon" oder ein anderer steht. Das Werk ist da, und das es aus Menschengeist entsprungen ist, das ist die Wahrheit. Daß Nachtigallengesang in der Natur ist und zusammenklingt mit dem Geflüster von Liebenden, mit dem Gegeifer von Zankenden, mit dem Röcheln von Sterbenden im Trommelfeuer, das ist die Wahrheit, und der Beweis von Strindberg, daß die Nachtigall eine Hochstaplerin und die Drossel die verkannte Sängerin ist, ein Trug. Trotzdem ihm sicherlich einmal ein Vogel über den Weg geflogen ist, der wie die Nachtigall singt und nicht die Nachtigall ist: die Spottdrossel, die sie nachahmt. Ist diese Spottdrossel nicht das Symbol seines Unglücks, das ihm immer wieder auch am Menschen widerfährt?

Der Bühnenherr: Ja, das ist ein Symbol für den ganzen Erleider Strindberg, der nun einmal nicht der große, freigebige Liebhaber der Schöpfung ist, dem sie Tragödien gebiert; aber sie hat ihm die Tiefe, die er besaß, bis zum Rand mit Leid gefüllt: die Wucht und Masse der Materie, die sein Zeitgeist ihm entgegenwarf, war zu groß für sein Vermögen, ihr eine Seele zu schaffen, sein Erleiden unter den Zähnen und Rädern der Maschine gewordenen Welt-Sphinx so stark, daß er seine Wunden als Gesetz empfand. Er besaß nicht mehr die Ganzheit der Seele, die mit der Wucht des Eindeutigen und Geschlossenen Geist in die Zeitmaterie schlägt. Aber ein Ganzes bleibt, wie Sie ja selber erkennen, auch dividiert ein Ganzes, und wenn ihm die Zeitseele die Ganzheit nahm, die durch den Stoff in die Tiefe dringt, so geschah es wohl, weil sie dafür feinere, spitzere und ätzende Organe brauchte, um mit Geist die Materie in ihrer Breite zu durchsetzen, die mit nie geahnter Gewalt ihre Massen auf den Menschen häuft, um ihn unter ihr Gesetz zu zwingen, daß heißt, unter die Herrschaft der Maschine, die er unter ihrem Zwange sich selber gebaut: Maschine,

die Arbeit entseelt; Maschine als Organisation, die Freiheit raubt; Maschine, die den Geist und Maschine, die alle Schönheit des blühenden Fleisches, die Sinnlichkeit zerreißt. Das war Strindbergs Tragik, daß er zu tief in die Maschine geriet und sich erst von ihr befreit hat, als es für sein Drama zu spät war. Diesen geläuterten Dichter Strindberg des „Blaubuchs", der „Historischen Miniaturen", des „Bewußten Willens in der Weltgeschichte" vermag ich aber nicht von dem Strindberg zu trennen, der im „Band" vor uns steht, nicht anders, als ein Kind seiner Zeit, das sich in ihr verlaufen hat und heftig schreit, um das Angstklopfen seines Herzens zu übertönen. Gibt Strindbergs Drama auch nur einen Teil vom Menschen, so sehe ich in allen seinen Gestalten immer wieder Strindberg selbst, in dem der Rest zum Ganzen ist. So spiele ich Strindberg. Nicht als Tolstoi, wie sie mir vorwerfen, sondern ganz einfach als Strindberg, dem sich oft wider Willen das Wort im Munde verwandelt, dem immer noch etwas in der Kehle sitzt, das nicht über die Zunge will, aber immer mitschwingt, auch wenn er das Gegenteil sagt. Oder vergewaltige ich Strindberg, wenn meine Freifrau diese sechs Worte: „Ja, deine Liebe war immer sinnlich!" kaum hörbar sagt, mit einem schweren Stocken, das ein wenig Scham und klaglose Trauer zwischen sich und ihren Mannfeind legt, oder wenn sie oft, durch eine rasche, schuldbewußte Bewegung gleichsam den schwachen Worten nachspringt die ihr wider besseren Willen entfahren? Wie wäre „Mit dem Feuer spielen" erträglich, wenn ich es anders spielte? Es wäre statt einer Komödie ein Fratzenspiel, dessen Humor nicht aus dem Herzen, sondern aus der Galle kommt, eine zur Plattheit gedrückte Häufung von Betrugsmöglichkeiten im engsten Rahmen. Ich spiele eben Strindberg den Zänker als den Kämpfer, der er in seiner Gesamtheit war, wenn mich sein Kampfproblem auch nicht in die Untiefe der Zeit führt, die zwei andere Dramatiker erreichten, und

die Strindberg leider unterschätzt und als „fossile Ausgrabungen der Deutschen" in seine dramaturgische Rumpelkammer geworfen hat: Kleist und Hebbel.

Der Eine: Immer wieder die Väter und Großväter! Wir Söhne wollen auch leben.

Der Bühnenherr: Das ist Ihr Recht, wenn Sie der Bühne geben, was sie braucht: Gestaltung aus Blut und Geist, Kunst, die lebt und nicht nur Programm, oder Schatten, oder Betäubung ist. Ich wünsche Ihnen Kraft dazu und reine Hand und erhoffe nichts sehnlicher, als daß Ihr Jungen den Dramatiker Strindberg überlebt, der ja Euer Vater ist, als Chronist einer Elterngeneration, deren Kinder noch heute im Weltkampf stehen. Laßt Euch nur nicht von der Zeit zerbrechen! Aber flieht sie nicht! Laßt Euch den Menschen, den Ihr gestalten wollt, weder durch Trommelfeuer zerreißen, noch durch Wissen zersetzen! Hängt mit unendlicher Verliebtheit an Erde und Schöpfung, und das Werk wird Euch gelingen. Nur müßt Ihr viel lieben, viel leiden und viel können.

Jakob Fromer:

DER GEIST HELLAS IM ZELTE JAKOBS

Als Alexander der Große auf seinem asiatischen Feldzuge sich Palästina näherte, machte sich, einer talmudischen Sage zufolge, der Hohepriester Simon der Gerechte auf, um ihm entgegenzugehen. Im vollen Schmuck, von den Edelsten seines Volkes umgeben, mit Fackeln in der Hand, ging er ihm die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen entgegen. Alexander stieg, sobald er den Hohepriester sah, aus dem Wagen und beugte sich tief vor ihm. Befragt, warum er einem Juden eine solche Ehre erweise, antwortete er, er habe auf seinem Siegeszuge stets die Gestalt dieses Mannes vor sich gesehen (Joma 69a und Megillat Taanit 9).

So die fromme Sage. In Wirklichkeit dürfte sich die erste Begegnung des Juden mit dem Hellenen etwas anders abgespielt haben. Man denke sich statt des großen Feldherrn einen schlichten griechischen Kriegs- oder Handwerksmann, der nach der Eroberung des Orients durch Alexander den Großen nach Jerusalem verschlagen wurde. Wie sie es oft mit ihren heidnischen Nachbarn zu tun pflegten, suchten die Juden auch diesen Fremdling in ein religiöses Gespräch zu verwickeln. Sie erzählten ihm, welche weisen und herrlichen Gesetze ihre Tora enthielte, wie Gott sie auserwählt habe, um den Völkern gerechte Sitten und vernünftige Anschauungen beizubringen. Dann gingen sie zum Angriff über. Sie schalten über die Sittenverderbnis und die religiöse Beschränktheit der Heiden. Sie machten sich mit Jesaia über den Baumstamm lustig, dessen eine Hälfte man zum Feuermachen verwendet, und aus dessen anderer Hälfte man einen Gott geschnitzt hatte, um ihn anzubeten (Jesaia 44, 13 ff.). Oder sie spotteten mit dem Psalmisten über die Götzen, die „einen Mund haben und nicht sprechen, Augen und nicht sehen, Ohren und nicht hören, eine Nase und nicht riechen, Hände und nicht tasten, Füße und nicht gehen können“ (Psalm 135, 15).

Da geschah etwas Unerwartetes. Sonst pflegte der Heide nach einem solchen Gespräch sich beschämt davon zu schleichen. Anders

der Hellene. Mit einer Beredsamkeit, wie sie sie noch nie vernommen hatten, schilderte er die Bildungsverhältnisse, die in seinem Lande herrschten. Dort ließ man nicht das Volk wie das liebe Vieh heranwachsen. Alle geistigen Arbeiter, die Epiker und Dramatiker, die bildenden und die darstellenden Künstler, die Geschichtsschreiber und Naturforscher, die Philosophen und Rhetoren, alle dichteten und schrieben und sprachen für die breitesten Volksmassen. Damit auch die Ärmsten zu den Geistesschätzen gelangen könnten, wurden Bibliotheken errichtet, die jedem zur freien Benutzung offen standen. Hier hatte der Hellene einiges über die Sitten, Einrichtungen, Anschauungen und Schicksale der Völker erfahren. Auch in die Vorgänge, die sich im Reiche der Natur abspielten, hatte er einen Einblick gewonnen. Er hatte gelernt, die Zusammenhänge zu erfassen und als ein einheitliches Gebilde darzustellen. Er hatte über das Ideenreich eines Plato nachgedacht und war zu dem reinsten Gottesbegriff eines Aristoteles vorgedrungen. Staunend folgten die Juden der Aufzählung aller dieser Wissensschätze. Am größten aber war ihre Überraschung, als der Hellene das Gespräch auf die jüdische Religion lenkte. Wißbegierig, wie die Angehörigen seiner Nation waren, hatte er sich, als er in dieses Land gekommen war, nicht bloß die Tora, sondern sogar die ganze Bibel übersetzen lassen. Er hatte sich auch mit dem Leben dieses Volkes vertraut zu machen gesucht. Mit Entsetzen vernahmen die Juden, daß dieser Heide eigentlich mehr als sie selbst von der Heiligen Schrift wußte. Und was bekamen sie da zu hören! Diese Tora, die sie für den Inbegriff aller Weisheit hielten, war ein planlos hingeschriebenes Werk voller Wiederholungen und Widersprüche. Selbst von den zehn Geboten, die Gott eigenhändig in die Tafeln eingemeißelt hatte, gab es zwei voneinander abweichende Wortlaute (2. B. M. 20, 8; 5. B. M. 5, 12 u. 5, 15). So unbedacht ging der Verfasser der Tora vor, daß er, nachdem er erzählt hatte, das erste Menschenpaar habe zwei Söhne gezeugt, von einem dieser Söhne, der am Leben geblieben war, das Menschengeschlecht entstehen ließ, ohne sich darauf zu besinnen, daß dieser doch keine Frau hatte. Nirgends, weder in der Tora noch in den übrigen Büchern der Bibel, war eine klare Disposition zu erblicken. Es folgten Sätze und Kapitel zusammenhanglos aufeinander. War es denkbar, daß ein derartiges Werk von einem allwissenden Gott herrühren konnte? Wie durften die Juden sich vor aller Welt rühmen, die Gesetze ihrer Tora wären die weisesten und gerechtesten? Gewiß, es nahm sich sehr schön aus, wenn befohlen wurde, daß in jedem siebenten Jahre alle Schulden erlassen werden müßten. Aber man sollte doch

versuchen, dieses Gesetz durchzuführen. Dann würde man am nächsten siebenten Jahre gar nicht mehr in die Lage kommen, Schulden zu erlassen, weil kein Mensch dem andern vorher etwas borgen würde. Oder man sollte mit dem Sabbat-Gebote: „niemand entferne sich von seinem Orte" ernst zu machen versuchen. Was würde ferner der Bauer mit seinem Getreide anfangen, wenn er streng nach der Vorschrift, wonach man am Passahfeste alles, was mit dem Sauerteig zusammenhängt, nicht im Besitze haben durfte, verfahren wollte? Was wußten die Juden überhaupt von den Staatseinrichtungen anderer Völker, daß sie sich eine solche Sprache anmaßen durften? Hatten sie je etwas von den Schöpfungen eines Solon oder Lykurg gehört? Wenn es auf Utopien ankam, und das waren die Gesetze der Tora, die die wenigsten Juden kannten und die allerwenigsten ausübten, um wieviel höher stand dann das Staatsideal eines Plato oder eines Aristoteles! Wie durften sie die Heiden abergläubisch schelten, wenn sie selbst an einen Gott glaubten, der auf den Berg Sinai herabgestiegen war, um sich fortan in einer Lade niederzulassen? Wie konnte man einen Gott gerecht nennen, der die ganze Menschheit zugunsten eines Volkes enterbte, das kein anderes Verdienst für sich hatte, als daß es von einem frommen Manne abstammte? Wollten die Juden nicht der Wahrheit die Ehre geben und offen und ehrlich eingestehen, daß sie der übrigen Menschheit nichts voraus hätten, daß sie ebenso abergläubisch und unwissend seien, wie alle asiatischen Barbaren rings umher?

Immer schärfer wurde die Rede des Hellenen. Wie Peitschenhiebe sausten seine Worte über die verblüfften Juden. Wohl glaubten sie mancherlei zu ihrer Verteidigung hervorbringen zu können. Aber sie waren in der Redekunst ungeübt.

Als sie dann den Heimweg antraten, war es ihnen zumute, als hätten sie zum ersten Male in ihrer Geschichte ihren Weltuntergang erlebt. Alles in ihnen, der Glaube an ihren Gott, an ihre Auserwähltheit, an ihre Zukunft, war erschüttert. Sein oder Nichtsein war die Frage, vor die sie sich jetzt gestellt sahen. Sollten sie ihrem Jahrtausende alten Traume entsagen, in den Völkern rings umher untertauchen, zu Alltagsmenschen herabsinken?

Aber stärker als alle Verzweiflung erwies sich doch ihr Beharrungsvermögen. Ein Plan, wie er nur in der höchsten Not entstehen kann, tauchte in ihnen auf. Sie wollten sich der stärksten Waffe ihres Gegners, der griechischen Dialektik, bemächtigen und damit in die Tora eindringen, um ihre Geheimnisse zutage zu fördern. Dann mußte es sich zeigen, daß in ihr wirklich die

Weisheit aller Weisheiten lag, die „Chokma“ schlechtweg, gegen die die griechische „Sophia“ nur eine feile Dirne war. Wie Odysseus vor der Circe, wollten sie sich vor dieser Seelenvergifterin schützen, indem sie sich ins Bethammidrasch zurückzogen und Zäune um Zäune um sich errichteten, damit von außen her keine Anfechtung mehr an sie herantreten konnte.

Das mag die Stunde gewesen sein, in der der Wille zum Talmud zum Durchbruch kam.

DIE PHARISÄER ALS TALMUDLEHRER

Vor zwei Aufgaben sahen sich die Pharisäer gestellt. Sie hatten erstens die Ueberlegenheit des Judentums über den Hellenismus zu begründen. In den Kreis dieser Lehrtätigkeit, die „Aggada“, Erzählung genannt, zogen sie die verschiedenartigsten Wissensgebiete, wie Philosophie, Geschichte, Geographie, Naturkunde usw., in erster Reihe aber die Erbauung, die Sittenlehre und Exegese. Im Talmud haben sich merkwürdigerweise nur äußerst spärliche Reste aus der „Aggada“ dieser Zeit erhalten; zu ihnen gehören die Sprüche der Väter.

Die zweite Aufgabe bestand in der Begründung der „Halaka“, der Rechtsnorm. Davon ist im Talmud, wie wir später bei einer Betrachtung der Mischna ersehen werden, eine gewaltige Fülle von Lehrsätzen aufbewahrt, aus denen man ein anschauliches Bild der Hauptfragen, mit denen sich die Pharisäer in ihrem Synedrion beschäftigt haben, gewinnen kann.

Es war ein merkwürdiges Dilemma, vor dem sie sich bei der Lösung dieser Fragen befanden. Es gibt in der Tora kein Gesetz, das nicht, wenn es ausgeübt werden sollte, erweitert werden müßte. Die Tora aber selbst verbietet, ihren Gesetzen etwas hinzuzufügen. „Alles was ich euch heute gebiete“ heißt es im 5. B. M. 4, 2 u. 13, 1 „dies sollt ihr halten, daß ihr danach tut. Ihr sollt nichts dazu tun, noch davon tun.“ Zwei Auswege boten sich ihnen. Sie konnten sich jede Erweiterung durch den „Midrasch“, die Auslegung, vom Schriftwort ableiten. Aber sie hatten noch die richtige Empfindung, daß sie dadurch auf eine abschüssige Bahn geraten würden. Wenn man sich erst auf die Wortauslegung einließ, gab es keine Hemmung mehr. Alles konnte

man dann von allem ableiten. Weit richtiger erschien ihnen der andere Ausweg. Sie behaupteten, daß Gott dem Moses mit der schriftlichen zugleich eine mündliche Tora gegeben hätte, die alle näheren Ausführungen, die sich in der Folgezeit herausgebildet hatten, bereits enthielt. Diese mündliche Ueberlieferung hätte sich durch die Nachfolger Moses, die Häupter der jeweiligen Lehrhäuser, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Dabei beriefen sie sich auf jene Stelle im 5. B. M. 17, 8—, wo es heißt: „Wenn eine Sache vor Gericht dir zu schwer sein sollte . . ., so sollst du dich aufmachen und hingehen zu der Stätte, die der Herr erwählen wird, und zu dem Priester, dem Leviten, und zu dem Richter, der zur Zeit sein wird, kommen und fragen, sie sollen dir das Urteil sprechen . . . nach dem Recht, daß sie dich lehren und nach dem Gesetz, daß sie dir sagen, sollst du dich halten, daß du davon nicht abweichest, weder zur Rechten, noch zur Linken." Unter dem „Recht" und „Gesetz" verstanden sie die Halakot der mündlichen Tora, die für sie ungefähr die Bedeutung unserer Reichsgerichtsentscheidungen hatten. Sie waren für alle Zeiten verbindlich. Darauf bezogen sie auch das Verbot, der Tora etwas hinzuzufügen oder hinwegzunehmen. Sieht man von dem mystischen Gewande ab, in das sie diese Behauptung kleideten, dannn erweist sie sich als durchaus begründet. Daß die Gesetze der Tora mit dem Augenblick, wo sie in Kraft traten, erläutert werden mußten, kann man deutlich aus dem folgendem ersehen. Kurz nachdem Moses verkündet hatte: „Ihr sollt am Sabbat keine Arbeit verrichten", wurde ein Mann ergriffen, der am Sabbat Holz auflas. Moses, vor den er gebracht wurde, wußte nichts mit ihm anzufangen. War Holzauflesen eine Arbeit? Wie sollte sie dann bestraft werden? Für die Sabbatentweihung war wohl die Todesstrafe vorgeschrieben. Aber es gab ja mehrere Hinrichtungsartan: Steinigen, Verbrennen, Köpfen, Erwürgen. Moses begab sich in das Zelt der Stiftshütte, um Gott zu befragen und erhielt die Antwort: „Der Mann soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen "(4. B. M. 15, 35). Ein anderer Fall dieser Art betraf einen Mann, der Gott geflucht hatte. Auch hierüber mußte Moses Gott befragen: „da es nicht klar ausgedrückt war, was man mit ihm tun sollte" (5. B. M. 15, 32). In beiden Fällen hat Moses offenbar die siebzig Aeltesten, von denen es heißt, daß Gott ihnen einen Teil des Geistes, den er von Moses nahm, gegeben hat (4. B. M. 1, 16), zu einer Beratung einberufen, um mit ihnen das Gesetz zu erforschen, also eine Halaka zu bilden. Diese beiden Rechtsentscheidungen sind nur zufällig in die Schrift aufgenommen worden. Während des langen Zeitraumes, in dem Moses, wie bezeugt wird, die Juden in der Wüste gerichtet hat,

müssen noch zweifellos unzählige Halakot dieser Art entstanden sein, die nicht aufgeschrieben wurden. Selbst wenn man die Existenz dieses Gesetzgebers in Frage stellt, befinden sich in der Tora, wie bereits darauf hingewiesen wurde, eine Reihe von Gesetzen, die aus der frühesten Zeit der jüdischen Geschichte stammen und bei ihrer Ausübung näher bestimmt werden mußten, wie z. B. die Beschneidung, das Verbot des Mordens, des Ehebruchs und andere Gesetze dieser Art. Es ist überhaupt undenkbar, daß sich in einem Staatswesen im Verlaufe von mehr als tausend Jahren nicht mehr Gebräuche herausgebildet haben sollten, als wir sie aus der Tora kennen. Insofern waren also die Pharisäer vollkommen im Recht, wenn sie sich auf eine mündliche Tora oder „eine Ueberlieferung der Väter" beriefen.

Eine andere Frage ist, wie sie denn zu den Halakot, die sie in so ungeheurer Zahl hervorbrachten, gekommen sind. Sie selbst beteuerten, daß sie alles aus der früheren Zeit erhalten hätten. Dabei kann man ihnen durchaus nicht den guten Glauben absprechen. In der Tat ließen sie, wie wir im folgenden sehen werden, wenigstens in der vorhillelitischen Zeit, nur solche Rechtsentscheidungen gelten, die sie von ihren Lehrern überkommen hatten, die, nach ihrer Voraussetzung, ebenso verfahren seien, so daß jede Halaka bis zu Moses hinaufreichte. Ein förmliches Zeugenverhör stellten sie mit dem Tradenten an. Er mußte die Tatsache, daß er die Rechtsentscheidung von seinem Lehrer gehört hatte, durch einen Eid bekräftigen.

Aber wenn die Pharisäer bei ihrer Behauptung, daß ihre Halakot von Moses herrührten, auch wirklich in gutem Glauben waren, so änderte das nichts an der Tatsache, daß man in der biblischen Zeit nichts davon gewußt hat. In diesem Punkt setzten auch die Sadduzäer ihre Polemik gegen sie ein. Josephus und der Talmud stellen es so dar, als hätten die Anhänger dieser Partei die Überlieferung verworfen. Das scheint jedoch übertrieben zu sein. In Wirklichkeit konnten sie mit den Gesetzen der Tora ebensowenig wie die Pharisäer ohne die Tradition auskommen. Sie leugneten nur, daß das, was die Pharisäer dafür ausgaben, aus der biblischen Zeit stammte oder sonst irgendwie in der Tora begründet wäre. Man braucht sich nur den durch das Neue Testament ebenso wie durch Josephus und den Talmud bezeugten Streit über die Auferstehung zu vergegenwärtigen, um zu sehen, wie sehr die Sadduzäer hierin im Rechte waren. In der Tora ist keine Spur von dem Glauben an ein jenseitiges Leben vorhanden. Aus dem eindringlichen Verbot des Totenkultus und der Zauberei (5. B. M. 18, 10) kann sogar geschlossen werden, daß Moses diesen Glauben untersagt hätte, wenn er damals bereits im Volke vorhanden gewesen wäre. In den übrigen biblischen Büchern wird ein Fortleben nach

dem Tode ausdrücklich in Abrede gestellt. So heißt es Hiob 14,7—12: „Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder verändere und seine Schößlinge hören nicht auf . . . aber der Mensch stirbt und ist dahin . . . er wird nicht aufstehen und nicht aufwachen . . .", und Psalm 115, 17: „Die Toten werden dich, o Herr, nicht loben, noch die hinunterfahren in die Stille." Ferner Prediger 3, 19: „Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh, wie dieses stirbt, so stirbt auch er, und alle haben einerlei Odem und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh." Erst nach dem Exil tauchte dieser Glaube im Judentum auf. Demgegenüber behaupteten die Pharisäer mit aller Entschiedenheit, daß er von Moses herstammte und erklärten jeden, der die Auferstehung bestritt, für einen Ketzer (Mischna Synhedrin 10, 1). Unter diesen Umständen blieb, wie bereits hervorgehoben wurde, den Sadduzäern nichts übrig, als sich an den Buchstaben zu klammern und alles, was nicht in der Tora geschrieben stand, als unecht zu verwerfen. Damit aber hatten sie das Gegenteil von dem, was sie wollten, erreicht. Sie drängten ihre Gegner auf die abschüssige Bahn des Midrasch, vor der sie bisher trotz ihres Vorsatzes, das Beispiel der griechischen Sophistik nachzuahmen, sich gescheut hatten.

Im Talmud hat sich ein merkwürdiges Dokument erhalten, aus dem der Zeitpunkt genau bestimmt werden kann, wann der Midrasch-Geist zur Herrschaft gelangt ist. Nach dem Tode des „Paares" Schemaja und Abtalion, der Zeitgenossen Herodes, war der damals seltene Fall eingetroffen, daß das Passahfest auf einen Sonntag fiel. Das pharisäische Synedrion wußte nun nicht, ob die Zubereitung des Passahlammes, die für den Tag vor diesem Feste vorgeschrieben ist, wegen des Sabbats auf einen andern Tag verlegt werden sollte. Die Versammlung wurde auf Hillel hingewiesen, der bei Schemaja und Abtalion verkehrt hatte, und von dem man vermutete, daß er über diese Frage etwas wußte. Befragt, antwortete Hillel, daß dieser Fall doch nicht so selten wäre, er ereignete sich doch mehr als 300 mal im Jahre. An jedem Sabbat würde das tägliche Opfer geschlachtet. Als sie gegen diese Antwort Einwendungen erhoben, griff er zu einem aus drei Regeln bestehenden Midrasch: einer Analogie, einem Schluß vom Minderwichtigen auf das wichtigere und einem Hinweis auf die Gleichheit der Schriftworte. Das tägliche Opfer und das Passahlamm, führte er aus, glichen sich darin, daß sie Gemeindeangelegenheiten wären. Wenn daher das tägliche Opfer den Sabbat verdrängte, so müßte es auch das Passahlamm tun. Von dieser Analogie ging er nun zu dem Schluß von dem Minderwichtigen auf das Wichtigere über.

Beim Passahlamm hieß es: „Wer es unterläßt, es zu halten, des Seele soll ausgerottet werden aus seinem Volke“ (4. B. M. 9, 13). Für die Unterlassung des täglichen Opfers hingegen wäre eine Strafe nicht angesetzt. Das Passahlamm wäre also wichtiger und müßte daher erst recht den Sabbat verdrängen. Endlich wies er auf die Gleichheit der Schriftworte hin. Beim Passahlamm sowohl als bei dem täglichen Opfer würde gesagt, daß sie dargebracht werden sollten „bemoado“, zu seiner Zeit. Aus dieser Wortgleichheit müßte geschlossen werden, daß das Passahopfer ebenso wie das tägliche Opfer den Sabbat verdränge.

Das Synedrion war enttäuscht. Man hatte von Hillel eine bestimmte Halaka erwartet. Nun kam er mit Schlußfolgerungen, die noch dazu widerlegbar waren. Beim täglichen Opfer, erwiderten sie, handelte es sich um eine einzige Schlachtung, während beim Passahlamm die Zahl unbegrenzt war. Das Sabbatopfer gehörte zu den heiligsten Opfern, weil es ganz verbrannt wurde, das Passahopfer hingegen war von einer geringeren Heiligkeit, weil es verzehrt werden durfte. Den Schluß aus den gleichen Schriftworten endlich durfte man ihrer Ansicht nach nicht selbst ziehen, sondern man mußte ihn durch die Überlieferung erhalten haben. So disputierten sie den ganzen Tag ergebnislos. Endlich besann sich Hillel auf das, was man von ihm eigentlich wollte, und sprach den bei der Überlieferung einer Halaka üblichen Schwur aus (s. Halaka): „Es komme über mich! So habe ich es von Schemaja und Abtalion gehört.“ Daraufhin ernannten sie ihn zum Nasi (Pesachim 66a; Pal. Pesachim 6, 1).

Soweit der Bericht. Man sieht, daß der Schluß lückenhaft ist. So kann die Ernennung des Hillels zum Nasi sich nicht abgespielt haben. Sonst macht er einen durchaus glaubwürdigen Eindruck. Er zeigt deutlich den Kreuzpunkt zweier Richtungen an. Dort die Vertreter der alten Schule, die sich noch ängstlich an die Überlieferung klammern, und nichts von den Sophismen wissen wollen; hier die Vertreter des midraschischen Geistes, der fortan dem talmudischen Judentum jene spezifische Färbung geben sollte, die es bis auf den heutigen Tag aufweist. Seit der Begründung der Hillelitischen Dynastie wurde keine Halaka mehr auf Treu und Glauben hingenommen. Sie mußte sich durch das Schriftwort legitimieren. Die Herrschaft der Dialektik war angebrochen Eine Auslegungskunst bildete sich heraus, die sich an Scharfsinn mit der der griechischen Sophisten messen konnte. Schon Hillel bediente sich einer Reihe von „Regeln“, von denen wir hier bereits einige kennen gelernt haben. In der Folgezeit wurde sein syllogistisches System immer mehr erweitert und vertieft. Es kam

soweit, daß ein Talmudjünger, der für etwas gelten wollte, mindestens 150 Beweise zu erbringen fähig sein mußte, daß das Aas, der Inbegriff der Unreinheit, doch rein sei. Wie stark dieser Geist bereits im neutestamentlichen Zeitalter im Judentum verbreitet war, kann man schon aus der Antwort ersehen, die Jesus auf die Frage, wo denn die Auferstehung geschrieben stehe, gab: „Habt ihr nicht gelesen von der Toten Auferstehung, daß euch gesagt ist von Gott, der da spricht: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen" (Matthäus 22, 31). In weit stärkerem Maße tritt der Midrasch-Geist bei Paulus hervor. So z. B. wenn er nachweisen will, daß die Juden Heiden und die Heiden Juden wären, weil er Ismael, den Sohn der Hagar, als den Stammvater der Heiden ansieht. „Hagar", behauptet er nun, „heißt im Arabischen der Berg Sinai und kommt überein mit Jerusalem, das zu dieser Zeit ist, und ist dienstbar mit seinen Kindern, aber das Jerusalem, daß droben ist, daß ist die Freie" (Galater 4, 24—26), oder daß das Gesetz verworfen werden müsse, weil es zur Sünde verleite (Galater 3, 10—13).

Einen letzten Versuch, diesen Geist einzudämmen, unternahm Schammai, der Amtskollege Hillels im Natiat. Es kam zu einer Spaltung, die mit der Zeit äußert scharfe Formen annahm. Es wird von einer Debatte berichtet, in der die Hilleliten und Schammaiten mit Schwertern aufeinander losrannten.

Während dieser inneren Zerrissenheit trat ein Ereignis ein, das allem Hader ein Ende machen sollte: die Empörung der Juden gegen die Römer, die zur Zerstörung des Tempels führte.

Der Vergleich mit dem Makkabäeraufstand liegt nahe. Dennoch sind die Motive verschieden. Damals handelte es sich um einen Bürgerkrieg aus religiösen Gründen. Die Orthodoxen hatten sich gegen die Übergriffe der modernen Richtung aufgelehnt. Die fremde Besatzung wurde nur deshalb mit in den Kampf hineingezogen, weil sie für die letztere Partei ergriffen hatte. Die Römer aber mischten sich grundsätztlich in die religiösen Angelegenheiten der Juden nicht hinein. Dafür aber übten sie in wirtschaftlicher Hinsicht einen unerträglichen Druck aus. Sie legten den Juden unerschwingliche Steuern auf. Vielleicht hätte dieser Druck allein nicht genügt, um die Juden zum äußersten zu treiben, wenn nicht noch die Freiheitsliebe hinzugekommen wäre. Wir erfahren aus Josephus ebenso wie aus dem Talmud, daß an der Spitze dieser Revolution eine „Zeloten" genannte Partei („Barjone") gestanden hat, die sich zur Religion gleichgültig, wenn nicht gar feindselig verhalten hat und einzig vom Patriotismus

sich leiten ließ. Welche Rolle die Sadduzäer dabei gespielt haben, ist nicht bekannt. Von den Pharisäern aber steht fest, daß sie für den Frieden eintraten und deshalb von den Zeloten verfolgt wurden. Trotz der strengen Überwachung ist es ihrem Führer, dem greisen Rabbi Johanan ben Sakkai, der nach dem Tode des Nasi Simon dessen unmündigen Sohn Gamliel II im Synedrion vertrat, durch eine List gelungen, aus der Stadt zu entkommen. Er hatte sich nämlich tot gestellt; da es in Jerusalem keinen Friedhof gab, mußte er hinausgetragen werden. So gelangte er ins römische Lager. In einer Unterredung mit Vespasian bat er um die Erlaubnis, das Synedrion nach Jabne, einem Ort unweit Jerusalem, zu verlegen, und um die Bestätigung der hillelitischen Dynastie. Beides wurde ihm bewilligt.

Wären die Pharisäer wirklich das gewesen, wofür sie von ihren Gegnern verschrien wurden, eine Partei, die nicht auf das Wohl des Volkes, sondern auf ihren eigenen Vorteil bedacht war, dann hätten sie jetzt, nach der Zerstörung des Tempels, triumphieren können. Jetzt waren sie nicht mehr „Pharisäer", Abgesonderte. Ihre sadduzäischen Gegner, die man geduldet hatte, weil sie für die Verwaltung unentbehrlich waren, sind jetzt, da es keinen Staat mehr gab, von der Bildfläche verschwunden. Sie selbst waren von der römischen Regierung als die einzigen rechtmäßigen Vertreter des gesamten jüdischen Volkes anerkannt. Durch die Befestigung der Hillelitischen Dynastie waren die Schammaiten in den Hintergrund gedrängt. So konnten jetzt die Pharisäer, da sie unter dem Vorsitz des Hilleliten Gamliel II in Jabne zusammentraten, ungestört an die Krönung ihres Werkes herantreten: an die Zusammenfassung der Gesetze der mündlichen Tora in einen Mischna genannten Kodex, der die Grundlage für das talmudische Judentum bilden sollte.

Die Wahrheit aber ist, daß sie sich stets als ein Glied des jüdischen Volkes gefühlt haben. Daher ihre trostlose Stimmung nach der nationalen Katastrophe, die eines ihrer Mitglieder, namens Ischmael, am treffendsten mit den Worten zum Ausdruck bringt: „Es wäre am besten, wenn wir uns der Ehe enthielten, so daß der Same Abrahams von der Welt verschwände" (Baba Batra 60b).

Man muß sich vergegenwärtigen, was die Juden seit ihrer Entstehung erlebt haben, um ihre Verzweiflung ermessen zu können.

Da hatten ihnen die Propheten die herrlichste Zukunft ausgemalt. Sie weissagten ihnen von einer Zeit, da „die Könige ihre Pfleger und die Fürstinnen ihre Ammen sein, da sie vor ihnen aufs Angesicht niederfallen und den Staub ihrer Füße lecken werden." So oft sie aber die Erfüllung dieser Verheißung heischten, wurden

sie auf die geforderte Gegenleistung verwiesen, nämlich die Befolgung der Tora, zu der sie sich nicht aufraffen konnten. Endlich hatten sie durch die Berührung mit dem Hellenismus die dazu nötige Schwungkraft erhalten. Fortan übten sie getreulich die Gebote der Tora aus und ergaben sich ihrer Erforschung mit Leib und Seele. Und nun kam die Erfüllung. Hingeschlachtet wurden ihre Brüder, geschändet ihre Schwestern. In Schutt lag der Tempel. Auf einem Triumphwagen wurden seine Geräte in der Feindesstadt herumgeführt. Dahinter folgten die Söhne des auserwählten Volkes, um sich auf irgendeiner Arena zum Ergötzen der schaulustigen Menge gegenseitig zu zerfleischen. Sollte das das wirkliche Ende sein? Sie konnten es nicht glauben, durften es nicht glauben, wenn sie nicht darüber den Verstand verlieren sollten. Ein grausamer Spuk war es, der bald vorübergehen mußte! Bis dahin wollten sie sich mit verdoppeltem Eifer auf ihre Aufgabe stürzen, um ihre Sinne von der Gegenwart abzulenken. Seither glichen sie einem Manne, der sich mit dem Tode seiner Geliebten nicht abzufinden vermag und sich krampfhaft an die Vorstellung klammert, als weile sie noch lebend in seiner Nähe. Nichts hatte sich für sie verändert. Noch stand der Tempel da. Noch waren die Priester und Leviten in seinem Dienste tätig. Noch mußte der Landmann seine Erstlinge und Zehnten nach Jerusalem bringen. Noch übte das Synedrion die volle Gerichtsbarkeit aus. Jetzt, wo ihre Phantasie durch die Wirklichkeit nicht mehr gehemmt war, konnten sie alle diese Dinge mit einer bis ins kleinste gehenden Peinlichkeit verfolgen. Fragen, die für das praktische Leben sinn- und wertlos erschienen, wurden von ihnen mit einem Ernst behandelt, als hinge davon das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit ab. Dabei entfalteten sie einen geradezu schwindelerregenden Scharfsinn. Während sie sich auf diese Weise zu betäuben suchten, gingen die Dinge, die sich um sie her abspielten, spurlos an ihnen vorüber. Mochte sich alles gegen sie verschwören, sie hörten nichts, sahen nichts, empfanden nichts. Wie Nachtwandler zogen sie durch das Leben. Sie aßen und tranken und heirateten und freuten sich an den Feiertagen, weil es ihnen vorgeschrieben war. Nie gaben sie sich dem Leben aus eigenem Antrieb hin. Seit der Zerstörung des Tempels, sagten sie, hat Gott zu lachen aufgehört. Seither war jede rückhaltlose Freude aus ihrem Herzen gewichen. Nie ist mehr ein befreiendes Lachen über ihre Lippen gekommen.

Das ist der Geist, aus dem heraus das Werk geschaffen wurde, daß das gesamte Empfinden, Denken und Handeln des Judentums dauernd bestimmen sollte.

Arnold Ulitz:

SINAIDA

Er hieß Alexander, aber wir nannten ihn verliebt und zärtlich immer Schure, als sei er unser Bräutigam oder unser Lieblingsbruder. Manche tadelten uns anfangs dafür und sagten, in einem großen Revolutionär sei so große Qual und Glut, daß man ihm keinen lichten kleinen Kosenamen geben dürfe, und daß es ebenso lächerlich sei, als wolle man dem Herakles, der die Erdkugel trage, noch tändlerisch, um ihn zu zieren, ein Blümchen auf die Schultern laden.

Aber der Name war Gewohnheit, die Gewohnheit wurde Fanatismus, und keine von uns Russinnen (ich sage es kalt und stolz) liebte ihn so, wie etwa die hohlen Töchter der reichen Bürger ihre Tenöre und Schauspieler und sehnigen Tänzer der weiland kaiserlichen Balletts liebten. Sondern wir liebten ihn wahrlich in Finsternis und Qual, und wir übten uns im Pistol- und Gewehrschießen, um bereit zu sein, falls er riefe.

Dann gelang die Revolution so leicht, und der Zar stürzte, und es gab kein größeres Wehklagen, als sei ein fauler und unnützer Baum gestürzt. Man hörte bald, daß Schure mit den Männern der revolutionären Regierung nicht zufrieden sei, aber als eines Tages ein Petersburger, hysterisch und stammelnd wie ein Frauenzimmer, zu uns nach Kiew kam und uns mitteilte, daß Schure verhaftet sein solle, da wollten wir das doch nicht für wahr halten, und wir verspotteten ihn weidlich. Am nächsten Tage jedoch wurde durch ein amtliches Telegramm das Ungeheuerliche bestätigt.

Und wiederum am nächsten Tage war Schure schon tot.

„Während des Transportes nach dem Gerichtsgebäude bei einem Fluchtversuch nach dreimaligem vergeblichen Haltruf durch den Posten instruktionsgemäß erschossen. Er wurde durch den Kopf geschossen, er muß auf der Stelle tot gewesen sein. Stefan

Tschernagorsky, der betreffende Posten, ein ruhiger, nüchterner Mann von 26 Jahren, der Sohn eines Popen, ist der Untersuchungshaft zugeführt worden. Die Regierung wird eine etwa vorliegende Schuld unnachsichtlich ahnden. Ehre dem Toten! Vor dem gefallenen Gegner senken wir trauernd die Fahnen."

Nun, jedermann weiß, wie es weiterhin geschah; Stefan Tschernagorsky entkam auf geheimnisvolle Weise dem Gefängnis, und wir, die wir der Regierung Mitwisserschaft und Mitwollerschaft zutrauten, kämpften in allen Städten einen fruchtlosen opferschweren Kampf gegen die Maschinengewehre der Petersburger Richtung. Wem es nicht gelang, ins Ausland zu entkommen, der wurde ins Gefängnis geworfen. Auch ich war dabei.

Sinaïda lag damals in einem Lazarett, sie hatte an den Straßenkämpfen daher nicht teilnehmen können. Denn sie hatte sich, überspannt genug, vor einer der zehn Millionen Photographien Schures, die ein ehemaliger Hoflieferant über unser Vaterland ergossen hatte, erschießen wollen und war dem mißglückten Kopfschuß nicht erlegen.

Gelegentlich einer der zahlreichen Amnestien wurde ich frei und wohnte mit Sinaïda idyllisch in Pereßnaja am See. Da machte ich um des täglichen Brotes willen Romane voller hinterhältiger Wahrheiten und sorgfältig gedämpften Rachegeschreis, und mich ekelte am ganzen Leben. Sinaïda vegetierte faul neben mir hin. Immerhin steuerte sie zum Haushalt bei, denn sie angelte stunden- und stundenlang mit schafsfrommer Geduld und Idiotie; auch entwickelte sie eine geniale Fertigkeit im Steilschuß gegen stehende Fische. Sie verlotterte und vertrottelte. Sie ließ sich wahllos mit den Dorfburschen ein und bevorzugte geradezu die widerlichsten. Wenn ich sie schalt, lachte sie kindisch und antwortete: „Ich habe eine Mission, ich muß mich üben!"

„Wenn du wenigstens ein Kind kriegen wolltest", sagte ich, „das könnten wir wundervoll auferziehen. Ich würde gerne arbeiten für dein Kind!"

Da erwiderte sie fröhlich: „Von Schure hätte ich ein Kind haben mögen, oder auch von dir, Marja, wenn du ein Mann wärest," und dann küßte sie mich. Sie stellte sich hinter mich, als sie es tat, und zog meinen Kopf nach rückwärts hinab, so daß ihre Augen genau über meinen standen, und da erkannte ich zum ersten Mal, daß ihr Blick voll Gram und einer grauenhaften Begierde war, die aber gar nichts gemein hatte mit Liebe und Kuß, und sie wurde mir einigermaßen unheimlich; ich liebe keine Verrückten.

Drum trauerte ich auch nicht sehr, als sie eines Tages verschwunden war. Aber im nächsten Jahre kehrte sie für einen halben Monat zurück, und von da an in jedem Jahr für einige

Wochen, ohne jemals zu erzählen, wo sie gewesen oder wie sie ihr Brot verdient hatte. Ich befragte sie nie und spürte, daß sie mir dankbar dafür war. Ihr Skizzenbuch sah ich flüchtig; niemals mehr waren Landschaften darin, aber zahlreiche Männerköpfe, die närrischer Weise numeriert waren.

Einmal ein ganz kurzer Brief: „Es ist der neunundachzigste!"

Der nächste: „Gepriesen seien die wenigen Popen Rußlands, die keine Söhne gezeugt haben, ihnen könnte ich mich aus reiner Dankbarkeit hingeben!"

Ein Brief aus vier Worten: „Ein Gouvernement ist abgeweidet!"

Bei dieser Roheit, die keinem weher getan haben kann als ihr selber, weinte ich und sagte: Heilige, Heilige!

Aus einem Lazarett schrieb sie in fürchterlichem Humor: „Es ist traurig, wenn nicht einmal mehr die Popensöhne gesund sind! Was darf man da vom übrigen Volke noch hoffen?" Im Krankenhause hatte sie auch die erste Vision: „Christus sprach zu mir: Sei getrost, meine Tochter Sinaïda, meines Dieners Sohn hat den Helden ermordet! — Murotschka, lächle nicht, jetzt weiß ich es unerschütterlich, daß meine Methode richtig ist. Ich bin froh wie ein kleines Mädchen. Es wäre abscheulich gewesen, Hure aus einem Denkfehler geworden zu sein!" — —

„Ich bin bei einem, der heißt Stefan. Mir graut vor Glück, ich glaube, er hat „es" getan. Er ist eitel, er hat Pathos, das Alter stimmt, er war auf der Junkerschule in Wilna. Er erhält monatlich Geld, niemand verrät, von wem und woher. Aus den Familienbriefen geht nichts hervor, aber ich wittere die Wahrheit!

Er behandelt mich von oben herab, und ich bin demütig. Mein Gott, sagt er, die Malerinnen sind mehr oder weniger unweiblich! Und er preist das Familienleben von anno Nikolaus. Ich bin voll Demut, wenn er prahlt, aber ich wippe mit den Füßen, ich trage Florstrümpfe, ich trage nur das Hemd unterm Rock, ich laufe durch den Obstgarten, daß meine Kleider fliegen, denn meine Waden dürfen sich immer noch sehen lassen; und ich bin traurig, daß meine Brüste nichts mehr taugen. Ich spiele mit den Fingern gelüstig an meinem Mund herum und habe purpurn gemalte Lippen. Seine himmelblauen Augen gehen hinter mir spazieren und kommen gestielt wie Schneckenaugen aus ihrem feigen Höhlenhaus." — —

„Er schimpft auf die republikanische Armee; es könne keinen Mann von Ehre reizen, Offizier zu werden. Früher? Er macht ein eitles Affengesicht. Mit einem solchen Gesicht und einer Reitpeitsche wäre er früher durch die zaristischen Städte gewandelt, das hätte ihm behagt.

In den ersten Jahren war sie so schön erblüht, daß ich sie einmal im Scherze frage, ob sie jemanden liebe und vor Glück so herrlich geworden sei. Sie antwortete schalkhaft: So viele liebe ich, als es Popensöhne in Rußland gibt! Über diese Anwendung unseres Sprichworts mußte ich freilich lachen.

Als sie jedoch zum drittenmal nach Pereßnaja kam, war sie zerrüttet, abgemagert und schon von manchen Runzeln bestrichelt. Oft stellte sie sich vor den Spiegel und sprach: Murotschka, wenn Tränen nicht häßlich machten, dann würde ich weinen, weil ich jetzt schon so häßlich bin! — Daß sie mich Murotschka nannte, fiel mir auf. Lange Zeit schien sie den Namen vergessen zu haben, und nun wählte sie ihn wieder, den schmeichlerischen aus den Jahren des Moskauer Pensionats. Ich fragte mich: Wird sie alt? Wird sie weich? Wird sie anschmiegsam, die Arme?

Bald nach jenem Besuch traf ein Brief von ihr ein (der erste überhaupt) und in ihm fand sich ein Satz in einer Kindergeheimschrift, deren Schlüssel, so simpel er gewählt war, ich erst nach einiger Mühe wiederfand: Die Monarchisten schlagen los!

Zwei Wochen danach kam ein zweiter Brief, so gewichtig, daß ich anfangs befürchtete, mein Petersburger Verleger sei scharfsinnig genug gewesen, mir ein Manuskript zurückzuschicken. Es war jedoch ein starkes Bündel Briefe, die Sinaïda seit Jahren für mich geschrieben, aber niemals abgesandt hatte.

Ich werde nur das Wesentliche hier wiedergeben und zwar in ihren eigenen Worten. Als ich gelesen hatte, ach, schon während ich las, bat ich ihr ab, und hatte ich sie vorher eine Närrin genannt, jetzt nannte ich sie eine Heilige.

„Unsere Spitzel versagen, fällt dir das nicht auf, Marja? Der Popensohn Stefan Tschernagorsky kann nicht gefunden werden; das pfiffige Brüderchen hat sich so schrecklich gut versteckt, und die armen Spitzel sitzen in ihren Büros und weinen — —."

„Stefan Tschernagorsky ist ein feines Köpfchen. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, als er „es" tat. Er hatte die Junkerschule in Wilna besucht und später ein wenig den Krieg mitgemacht. Er soll ein Streber gewesen sein. Soviel wissen die Spitzel von ihm, aber alles andere hat Stefan verschleiert. Die Papiere in Wilna haben die Deutschen verbrannt, Gott sei es geklagt, so sagen sie, und seine eigenen Papiere, sagen sie, sind wohl nach Gottes Ratschluß gleichfalls verbrannt. Grade am Tage, bevor er „es" tat, hatte er sich in die Regierungsgarde gemeldet. Wohnung seiner Eltern? Geburtsort? Man hat ihn nicht gefragt. Daß er der Sohn eines Popen sei, wer weiß, wer das Märchen

erfand. Und Gott allein weiß, ob meine Methode, den Stefan Tschernagorsky zu entdecken, die richtige ist. Es ist eine so ekelhafte Methode, ach, Marja!" — —

„Hoffentlich lebe ich lange genug, ich habe eine ungeheure Arbeit vor mir! Rußland ist das Land der Spitzel, der pensionierten Generäle und der Popen. Nun muß ich sämtliche Popen Rußlands besuchen, die Söhne haben, und forschen, ob mein Brüderchen Stefan darunter ist." — —

„Ich wohne bei einem, der fünf Söhne hat. Er heißt nicht Tschernagorsky, aber wer weiß denn, ob der Name des Mörders wirklich so war. Ich glaube, in allem Wesentlichen log die Regierung, und die Wahrheit sagte sie nur in dem, was ihr unwesentlich schien: Sie verriet, daß es ein Popensohn war. Daran glaube ich fest, sonst müßte ich zugrunde gehen. Der dritte Sohn hier, Anton Antonowitsch, könnte „es" getan haben, er war damals auch in Petersburg. In der Nacht sage ich zu ihm: Mein Held, mein Fürst, mein schöner Offizier! Die Briefe habe ich schon alle durchstöbert, aber ich glaube, was ich tat, war zum zwanzigsten Male umsonst." — —

„Ich liebe dich, ich benedeie dich, weil du keine Mission hast, Murotschka. Du hast mich gefragt, ob ich jemand liebe? So viele, als es Popensöhne in Rußland gibt! ach, liebe Schwester, ich habe den sechsundzwanzigsten geliebt, es war der Falsche." — —

Dann folgten die Briefe aus den Jahren, in denen sie häßlicher wurde:

„Du verachtest vielleicht meine Spiegelsteherei, Murotschka; gleich einer alten mannstollen Vettel befrage ich den Spiegel und bettle ihn um tröstende Lügen. Mit Schönheit wirke ich nicht mehr, aber die Popensöhne brauchen wahrlich nicht viel Schönheit, mit unserer Gemeinheit sind sie schon sehr zufrieden. Ich wirke jetzt mit Gemeinheiten, und ich verstehe mich gut darauf. Manchmal aber habe ich Furcht, ich müsse mich so verändert haben, daß auch meine Augen gemein sind! Mura, Mura, denn manchmal habe ich es schön, allem Ekel und Haß zum Spott! Darf das sein? Läßt Schure das zu? Bin ich ihm unrein? Drum komme ich alle Jahre zu dir, denn wenn ich wirklich gemein sein werde, dann wirst du nicht mehr gütig zu mir sein und dann werde ich wieder auf mich schießen, diesmal besser." — —

Das Grammophon des Popen hat noch eine ganz alte Platte, die spielt das „Mnogolätje". Wir haben es ja miteinander in Moskau gehört, Murotschka, so teuflisch und betäubend und betörend ist keine Musik auf Erden wie die. Erinnerst du dich, wie

aus wahnsinniger Monotonie heraus immer gesteigerter, immer erhöhter, immer gieriger dem Fortissimo hinstrebend eine Melodie zu singen anfängt: Gib viele Jahre, gib Mnogolätje, dem heiligen Zaren und allen den Seinen! Weißt du noch, daß mich jene Stelle, kurz vor dem Ende, wo die Frauenchöre in seligster Reinheit, Höhe und Harmonie so wie ein silbernes Saitenerbeben tönen, weißt du noch, daß mich jene Stelle so erregte als Mädchen, daß sich mein Schoß ergoß, als wüßte ich schon etwas von Liebe?!" — —

„Stefan läßt Mnogolätje spielen und stellt sich stramm und martialisch am Schalltrichter auf. Der alte Pope mit eingeschmierten weißen Locken zittert, wenn sein Sohn die Platte aufsetzt, aber Stefan herrscht ihn an und sagt heldisch: Laß nur spielen, Batjuschka, ich weiß, was ich verantworten kann! Aber einmal klomm ein Kopf über das Fensterbrett, da erblaßte er und wankte. Ich sagte: Es ist nur ein Dorfkind, beruhigen Sie sich! — — Solch ein Feigling ist er!" — —

„Ich schieße wieder viel mit dem Revolver, nach Handschuhknöpfen, und er nennt es unweiblich, aber er bewundert mich. Ich bat ihn öfter, den Handschuh zu halten, aber er lehnt breit lachend ab. Ein Feigling!" — —

„Heute morgen richtete ich die Pistole genau auf seine Stirn und sagte freundlich lächelnd: Sie sterben auf der Stelle, wenn ich losdrücke, Schmerzen haben Sie gar keine! — Mein Gott, Sinaïda Pjetrowna, spielen Sie nicht. Durch solche Kindereien ist schon viel Unheil angerichtet worden! — Kann ein solcher Feigling „es" getan haben? Zuweilen werde ich unsicher, und dann leide ich sehr, aber dann weiß ich wieder: falsches Pathos ist die Wurzel der meisten Großtaten der bürgerlichen Welt, und das heißt soviel wie der Welt des Hasses, denn die Großtaten der Liebe haben kein Pathos und wissen nichts von ihrer Wichtigkeit, oder sie wollen nichts wissen." — —

„Er will mich, aber ich lasse ihn warten; er wird mir schon toll!" — —

„Er spricht schon Intimes mit mir und orakelt von nahen ungeheuren Ereignissen und zwinkert bedeutsam."

„Er hat Verbindung mit dem Fürsten Leonid." — —

„Er sagte heut von oben herab: Sie ahnen nicht, kleine Sinaïda, daß ich sozusagen eine welthistorische Persönlichkeit bin! Ich sagte mit schmachtenden Augen: Ich fühlte, als ich Sie zum ersten Mal sah: Sie sind ein Mann! Männer tun uns armen Russen so not! – ‚Sinutschka', ächzte er, aber ich tat spröde und sagte: Bitte, nein! Da hatte er wieder Angst. Er ist in jeder Weise ein Feigling." – –

Hierauf ein Brief ganz erfüllt von Glück und Frömmigkeit:

„Christus war wieder bei mir: Freue dich, meine gute Tochter, sprach er, du hast das Haus gefunden. Als ich das träumte, sah ich mich selber, wie ich schlief, und ich sah, wie er die Hand auf meine Stirn legte. Ich beneidete die Schläferin um ein solches Glück und wußte doch zugleich, daß ich selber die Glückliche war. So ein sonderbarer Traum! Am andern Morgen sagte Stefan: Sina, die Zaristen schlagen los! Ich möchte auch einen Kuß für diese Nachricht! – Oh, schrie ich, nur einen Kuß! Ich ließ mich küssen, dann aber wehrte ich mich wieder." – –

„Er rumort seit vier Nächten an meiner Tür, und ich lasse ihn endlich ein. Mein Held, mein Tapferer, mein Fürst! sage ich zu ihm und er ächzt vor Eitelkeit. Ich geile seine Dummheit an: Du mußt ein Großer im Lande werden, du hast gewiß im Heimlichen schon Großes geleistet, lasse dich nicht verdrängen! – – Seine Eitelkeit grunzt: ‚Warte Sinutschka', sagt er, ‚es ist möglich, daß mich nächstens Europa nennen wird; ich komme in alle Zeitungen. Ich bin nicht das unbeschriebene Blatt, wie man meinen könnte, weil ich hier im Dorfe leben muß!' – Es drängt ihn! – ‚Liebst du mich', kreischt er. ‚Hast du wirklich noch keinen vor mir geliebt?' – Ich jammere auf den Knieen: ‚Einen, ja, einen! Einen, den ich nie sah und nie sehen werde, einen, vor dem Sie verschwinden, Stefan Stefanowitsch, einen, um dessentwillen ich wallfahren würde bis Werchojansk; den meine ich, der Schure erschossen hat, den Schure, den verrückten Abgott der verrückten Weiber, seinen Mörder liebe ich. Er soll Stefan Tschernagorski heißen!' – ‚Den kannst du lieben, soviel du willst, meine Kleine', sagt er, und ich weine vor Erregung – ‚Liebe diesen Stefan, ja, ja', flüstert er selbstgefällig. – Ich zweifle nicht länger, Murotschka, aber ich brauche sein Geständnis. Er ist immer noch zu feige, er wird mich heiraten, dann wird er es sagen!" – –

„Mich ekelt, daß ich einen solchen Feigling töten muß! Wenn er doch von selber verreckte. Morgen wird uns der Pope trauen. Ich lasse Stefan nicht ein. Er knurrt und stöhnt. Ich muß seine Frau sein, sonst gesteht er nicht. Glücklicherweise gehen Hochzeiten schnell in der Republik!"

„Die Zaristen haben losgeschlagen, Kämpfe in Petersburg. Der Pope traut uns, dann wird gesoffen. Mnogolätje spielt bei offenen Fenstern. Stefan hängt sich ein altes Armeegewehr um. Der Alte zerschmilzt, wenn er den Sohn ansieht. Ich zerre Stefan ins Gemach, ich sage: ‚Ich kann nicht mehr warten, du bist so schön!' ‚Weißt du, was das für ein Gewehr ist?'

‚Sage es, sage es!'

‚Sinutschka‘, lallt er, ‚du hast einen großen Mann zum Gatten und Herrn‘.

‚Was hast du vollbracht, Stefan, mein Herrlicher?‘

‚Ich habe doch den Schure erschossen‘, brüllt er.

Murotschka, Murotschka, wie bin ich selig! Mit seinem Gewehr trieb ich ihn vor mir her, er wurde nüchtern vor Angst. Er mußte Mnogolätje spielen lassen, und als die schöne Stelle kam, wo die Frauen so hoch singen, daß die Stimmen wie weiße Schwäne dicht unter dem blauen Firmament schwimmen, da schoß ich ihn durch den Kopf!

Ich habe das Gouvernement alarmiert, wir haben die Zaristen geschlagen. Wir kämpfen nicht im Namen der Petersburger, wir kämpfen im Namen Schures. Morgen reise ich nach Petersburg ab. Ich bin wieder rein. Komm, Geliebte! Schures Rußland hebt an. Ich trage das heilige Gewehr, das ihn getötet hat!“

Bruno Goetz:

TRAUMWANDERUNG

Schon wollen die müden Häuser in Staub zerfallen,
die letzten Gäste verlassen fröstelnd das Herz,
im roten Abend verrauchen die langen Straßen, —
dröhnend und prunkend eilen sie von uns fort.

Voll wachen Schlafes sind Wind und Wolken und Wasser,
aufblitzende Meere umspülen die Ufer des Tags,
erschauernd ziehen uns Wellen in träge Wirbel, —
wir treiben von dannen und kennen einander nicht mehr.

Im Mondlicht erstarren die Fluten zu atmenden Hügeln,
der Wind weht süßen Geruch von toten Gründen herauf,
Kahl grüßen uns Bäume, mit Leichen und Lichtern behangen,
aus blinden Quellen schaut still unser weißes Gesicht.

Wo alle Straßen sich kreuzen, verweilen kauernde Schatten
verwanderte Schritte zögern, der Wind verstummt.
In eisigem Glanze finden wir spät uns wieder
und reichen uns die greise Kinderhand.

DER GOTT DER FRÜHE

Wir saßen beklommen am Wasser, von wehenden Weiden verhangen,
und spielten mit unsern Bildern im alten Bach;
wenn die Hörnerrufe hinter den Mauern verklangen,
lagen wir lange mit offenen Augen im Finstern wach.

Erloschen ist tief unser Bild in den wandelnden Fluten,
der Weidenvorhang deckt dicht vergessenen Grund.
Nicht rufen die Hörner uns mehr, die verloren wir ruhten
in Knabengezelten mit fieberndem Mund.

Nicht naht uns der nackte Gott mehr mit flammenden Gliedern
und küßt unser zitterndes Herz in lichten Tod.
Nur wenn wir schauernd verbluten in steigenden Liedern,
vernehmen wir noch sein heilig Gebot.

DIE WIEDERKEHR

Entkreisend wirbelnden Sonnen,
entblühend strömendem Blau,
Flammenentglommene,
Meerentstiegene,
öffnen wir Augen und schauen:
Zitternde uns im Lichte fremder Sterne,
Nackte uns, frierend in leeren Zimmern,
Blutende uns, mit zuckenden Würgerhänden,
Hastende uns, auf fremder Erde verstreut.
Wir wanken auf schwingenden Brücken
hoch über drohenden Schlünden,
wir gleiten fackelbeschienen
in Kähnen auf schwarzen Seen.
Und Häuser stürzten, die wir bauten, ein,
wüst liegen die Gärten,
am Brunnen voller Unrat klagen Schatten
und weinen auf in ungeheure Nacht.
Wer ruft uns?
Wer schreit uns zu durch lichtlosen Dunst?
Wir horchen hinaus, auf dumpfes Lager gestreckt.
Die Wächter hüten die Tore.
Niemand vermag uns zu nahn.
Da schmiegt es sich lautlos an unsere Brust,
küßt Licht in erloschene Augen,
Hände erfassen uns, lang vertraut,
Herzen zerhämmern die Zeiten.
Glänzende Pfeiler sprießen aus dunklem Schoß,
Wölbungen schwanken,
dehnen sich weit, zerklaffen in tönendes Licht,
schließen sich, stoßen sich, wachsen.
O heller Blutstrom, der uns zerreißt!
Wir schweben! Wir schwinden!
Aufsteigende wir zu strahlendem Himmelsbau,
Einströmende wir in kreisender Sonnen Tanz,
Sehende wir, die nichts mehr sehen!

Paul Colin:

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN IN FRANKREICH

Ich unternehme hier ein Werk der Dokumentation.

Da der scheußliche Krieg nunmehr zu Ende ist, gilt es, die geistige Internationale wieder aufzubauen, oder vielmehr man muß sie erbauen auf einem Fundament gegenseitigen Vertrautseins und Vertrauens.

Vor 1914 war die planmäßige Sabotierung jeder Freundschaft, die heimtückische Gegnerschaft jedes, selbst geistigen, Einander-Nahekommens der Lieblingssport einer Reihe ehrgeiziger Flachköpfe, auf deren Schultern heute die Verantwortung für den Krieg lastet. Mit Leidenschaft wurden Mißverständnisse geschaffen und aufrechterhalten, jede ursprüngliche herzliche Annäherung als Verbrechen und Verrat angeprangert.

Dies gilt es in Zukunft zu vermeiden. Heute ist *alles* zerstört und *alles* muß wieder aufgebaut werden. Und man muß damit rechnen, daß alle unheilvollen Kräfte der Vergangenheit ihre Bemühungen vereinen werden, um die alleuropäische Verbrüderung zu verhindern.

Sie werden sie nicht verhindern können. Wir werden die peinvollen Erinnerungen unserer Kriege und unserer Nebenbuhlerschaft aus unserem Gedächtnis tilgen. Wir werden aus dem Leid, das wir alle gleicherweise und in gleicher Schwere durchlebten, die Kraft schöpfen, die uns die Freiheit erringen läßt.

Dazu darf man sich nicht hinter Manifeste verschanzen. Die haben wir, diesseits und jenseits der Verhaue, ausgehen lassen, um uns gegenseitig unsere Zuneigung und unsern guten Willen bekannt zu geben; nun aber gilt es, einander zu kennen, zu lieben, zu schätzen. Dann erst wird die Stunde der Erfüllung schlagen.

Zu diesem Zweck müssen wir Bekenntnis ablegen. Freudig unternehme ich diese Arbeit, die notwendig und fruchtbar ist. Aber ehe ich mich mit einer einzelnen Persönlichkeit oder gar mit einem Buch befasse, muß ich in großen Umrissen unsere literarische Tätigkeit und ihre hauptsächlichsten Triebkräfte schildern.

Die ausführlichste Abhandlung über ein Bildnis, und sei sie noch so ausgezeichnet, würde nicht verstanden werden, oder liefe wenigstens diese Gefahr, wenn nicht die allgemeinsame Linienführung der Schule festgestellt wäre. Diese gemeinsame Linienführung will ich versuchen durch einige Hinweise, einige Andeutungen zu geben, damit die Leser der Weißen Blätter sich zurecht finden.

* * *

Bekanntlich haben vor dem Kriege die Zeitschriften stets eine wichtige Rolle im literarischen Leben Frankreichs gespielt. Der Anteil der „kleinen Zeitschriften" am Symbolismus zum Beispiel ist beträchtlich, ja man könnte beinahe behaupten, daß Wetteifer und Federkämpfe der jungen Rekruten der Literatur den Symbolismus schufen und ihm seine Ausbreitung und seinen Umfang gaben. Während des Kriegs räumte das literarische Interesse, der Einfluß der kleinen Zeitschriften einem ebenso eifrigen und unbestreitbar segensreichen sozialen Interesse den Platz. Man kann in der Tat wohl sagen, daß in den kleinen Zeitschriften in Paris und der Provinz der Pazifismus seine Zufluchtstätte fand, von der aus er unermüdlich für die Freiheit kämpfte. Die Stellungnahme unserer jungen Schriftsteller hat die Ehre Frankreichs gerettet. Während die altbekannten Zeitschriften, die großen politischen Sammlungen Revue des deux mondes, Correspondant, Revue de Paris, Grande revue und mit ihnen alle Familienblätter in übelstem Patriotismus machten und mit geschwungener Feder und beklextem Papier zur Eroberung Berlins auszogen, vereinigten sich die Schriftsteller der geopferten Generation, sie, *an denen es gewesen wäre*, ihre blutdürstige Begeisterung zu verkünden, zur Vernichtung des Kriegs und zur Errichtung eines dauerhaften Friedens auf Grundlage einer hellsichtigen großdenkenden Brüderlichkeit.

Wohl erkannten sie einander erst in ihrer vollen Zahl nach der Abrüstung, als die Überlebenden des gräßlichen Sieges von der Fuchtel vorgesetzter Offiziere und allzu berühmter Feldherrn freikamen.

Doch gelang es bereits 1917 jenen würdigsten Vertretern der jungen Generation, die aus irgend einem Grunde — weil sie krank waren oder verstümmelt — hinter der Front bleiben durften, unabhängige Zeitungen zu gründen, wo sie der Zensur zum Trotz für die Grundwahrheiten des Pazifismus eintraten. Kameraden an der Front sandten ihnen gleichgesinnte Grüße, dann selbst Aufsätze und Anregungen. Und gleichzeitig beginnt in Frankreich die internationalistische Bewegung, oder wenigstens lebt sie wieder auf.

Weder um Organe wie der „Mercure de France", der bei Kriegsausbruch — im zwanzigsten Jahre seines Bestehens — noch als „junge Zeitschrift" galt, noch wie die „Nouvelle Revue Française", eine einflußreiche Zeitschrift, die sich in Paris eine Stellung erobert hat, ähnlich der der Weißen Blätter in Deutschland, und die von 1910 bis 1914 ein Muster von Lauterkeit, Ehrenhaftigkeit und Talent gewesen war, konnten sich die freien und klarsehenden Geister scharen. Der erstgenannte ging nach einigem Zaudern im hemmungslosesten Nationalismus unter und „säuberte" seine Redaktion, von „unreinen Elementen". Die zweite stellte nach Ausbruch der Feindseligkeiten ihr Erscheinen ein und erscheint eben wieder als eine Sammlung unter der Redaktion pedantisch anspruchsvoller Liebhaber, die scheinbar sehr ästhetische Eigenbrödler sind.

Aber neben diesen Zeitschriften und andern die sich eine wenigstens einigermaßen sachliche Neutralität auferlegten, wie z. B. Les Écrits Nouveaux, Les Marges und Littérature, tauchte jene Gruppe auf, aus dem Sturm geboren, um den ehrlichen und unbeugsam friedensfreundlichen Elementen der französischen Literatur Schutz zu bieten. Junge Zeitschriften, eifrig und fruchtbar, mit wundervollem Mut und Auftrieb, „kleine" Zeitschriften ihrer äußeren Gestalt nach und nach dem Umfang und der Unregelmäßigkeit des Erscheinens, bedauerliche Folge der Unregelmäßigkeit ihrer Geldeingänge. In erster Linie steht „La Forge" (die Schmiede), deren Mitarbeiter, die hauptsächlichsten Mitglieder jener „Gilde der Schmiede", auf die Gewinnung eines künstlerischen Einflusses auf das Volk abzielen, und die seit 1916 ihren gesunden und hellsichtigen Idealismus der Zügellosigkeit und dem Merkantilismus der „klaren Köpfe" entgegenstellen.

Da sind „Les Humbles" (Die Demütigen) mit der entschlossenen Heftigkeit ihrer Sprache und dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das mit ebenso entschlossener Eifersucht über ihren Rechten wacht. Der Gedanke des Internationalismus fand in ihrem Kreise Verteidiger von einer geradezu leidenschaftlichen Unerbittlichkeit.

„Les Cahiers Idéalistes Français (die französischen idealistischen Hefte) arbeiten ihrerseits mit andern Kampfmethoden an der Erlösung der Seelen. Sie bringen Aufsätze von ausgewogenster Überlegsamkeit, die aber keineswegs die Tapferkeit, ja die Tollkühnheit ausschließt, und die der Zeitschrift die, kostbare Atmosphäre geistigen Geborgenseins verleiht.

Neben ihnen widmet sich „L'Art libre", die Belgiens Besetzung durch die Deutschen zu einer späten Abreise zwang, ausschließlich der Kritik. Ein Mitarbeiterstab, der alle angesehensten freien

Schriftsteller des westlichen Europa umfaßt, hat dieser Revue, die mir zu nahe steht, als daß ich mich näher über sie auslassen möchte, ansehnliche Verbreitung und einen beachtlichen Ruf eingetragen.

Um diese vier wichtigsten Veröffentlichungen schart sich eine bemerkenswerte Zahl von Kampfgenossen. La Melée (Das Handgemenge), La Montée (Der Anstieg), L'Avenir International (Die internationale Zukunft) in Paris, Haro in Brüssel.

Außerdem sind noch politische und soziale Kampfzeitschriften uns brüderlich verbunden. La Vie Ouvrière (das Arbeiterleben) durch Mut und Talent ihrer Redakteure ausgezeichnet — Les Hommes Du Jour (Männer des Tages) — Notre Voix! (Unsere Stimme).

Aber ich kann hier unmöglich alle nennen, — nur die Umrisse unseres literarischen Lebens wollte ich andeuten, und wie ein Abgrund sich aufgetan hat zwischen der Generation der Impérialisten und der neuen Jugend.

Die Zeitschriften sind, weit mehr als die Bücher, die Lebensäußerungen einer neuen Schule — der getreue Spiegel zeitgenössischer Geistigkeit, der Abglanz des Kampfes. Nichts paßt sich besser der Beweglichkeit der Gedanken an, dem Hin- und Widerfluten von Eindruck und Willen.

Deshalb wollte ich in diesem Artikel die Hauptkategorien dieser Zeitschriften aufführen und die leitenden Organe charakterisieren.

Mein Wunsch, dies zu tun, war um so lebhafter, als ich darin das beste Mittel sah, mit eigener Hand an den Lebensnerv jener zu rühren, die sich gegen den Wahnsinn des Krieges aufbäumen und ihre Seele den schlimmen Leidenschaften entreißen.

Dies ist einer der Ruhmestitel unseres Landes, daß sich *die* gegen das barbarische Götzenbild des Sieges zusammenscharten, die durch ihr Talent und ihren Geist eine Berechtigung zu dem Anspruch haben, Frankreich zu verkörpern. Was kümmert uns da schließlich der Verrat der alten feierlichen Barden? Die Freiheit haben doch wir errungen, gegen sie und ihnen zum Trotz.

* * *

Darüber kann ich den Lesern der Weißen Blätter noch bessere Auskunft geben, wenn sie erst wissen, welche Werke unsere Dichter (unsere wahren Dichter) und unsere Erzähler (unsere wahren Erzähler) während des Krieges geschaffen haben.

Die Reaktion gegen die Greuel der nutzlosen Opferung ist so stark und so einmütig, bei jenen, mit denen wir uns vor den

Augen Europas schmücken, daß es ein schwerwiegender Irrtum wäre zu glauben, daß das siegreich heimgekehrte Frankreich sich in den militärischen Scheußlichkeiten wiedererkennte, die von den Leuten hinter der Front in fünf langen Jahren mit Mühen und großen Nachschlagbüchern aufgebaut worden sind. Wie 1789, wie 1848, wie 1871 stehen alle Künstler, alle Schriftsteller von Rang auf Seiten des Fortschritts.

Was wird uns der kommende Tag bringen? Wird es 1789 sein, der Triumph der Revolution? Oder 1848 die Revolution, die ihrem Ziel entfremdet, das Volk der Früchte seines Sieges beraubte, ein moralisches Taschenspielerstückchen? — oder 1871, die mißlungene Revolution?

Niemand weiß es, aber jeder verfolgt mit Entsetzen — oder mit Vergnügen die Zusammenballung aller geistigen Kräfte im Raume der baufälligen alten sozialistischen und nationalistischen Hütte.

Die Dichter weisen den widerlichen Gedanken an ein blutbeflecktes Vaterland von sich, an ein Vaterland, das nur zu dem Zweck da ist, seine eigenen Söhne auf die Söhne der Nachbarvölker zu hetzen, das sich mit Gemetzel schmückt, und das man durch Kriege verehrt.

Unseren Romanschriftstellern — ausgenommen Romain Rolland und Henry Barbusse — hat die Zuruhesetzung der letzten Jahre magisterhafte Bücher abgenötigt. Sie haben sich selbst erkannt an dem Niedergang ihres Bewußtseins und der Vernichtung ihres Gefühlslebens.

Die französische Prosa ist vielleicht nie in einem so kurzen Zeitraum mit so viel Meisterwerken bereichert worden, und es hat den Anschein, als ob manche Seelen im Kampfe gegen die Scheußlichkeiten des Zeitalters zu tragischer Größe emporgewachsen seien.

Unsere Essayisten haben über den Wahnsinn disputiert und den Galopp der wildgewordenen Gehirne analysiert. Und dadurch, daß sie den klaren Blick des Kritikers und die Unparteilichkeit des anständigen Menschen wahrten, erretteten sie die Schwachen und Zerrütteten vom Sophismus.

* * *

Eine Bewegung, die im Gange ist, kennt niemals das Ziel, dem sie zustrebt. Der Fluß der Dinge hat unsere Literatur vom überstiegenen Idealismus zur Ausgewogenheit zurückgebracht. Niemand kann sagen, wohin sie morgen neigen wird.

Damit will ich selbstverständlich nicht behaupten, daß die vorige Generation kein Gleichmaß besessen habe. Der Idealismus eines Paul Claudel, der damals ein bewunderter Meister war, eines André Gide, dessen Jugendfeuer der Kalvinismus dämpfte, war keineswegs regellos. Der Idealismus Adrien Mithuards war von heiterklarer Ernsthaftigkeit, der Peguis von sanfter Pracht.

Aber hinter ihnen in der christlichen Religion und außer ihr hatten sich Scharen von Poetastern auf verschwommene, dem Mystizismus nahekommende Lehren gestürzt, in denen sie unter dem Vorwand, sich gegen den Realismus zu wehren, mit Wonne völlig versanken.

Heute sind eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern reife Menschen, und einige Männer von hohem Werte stehen an ihrer Spitze. Nach welcher Richtung werden sie ihre Kameraden führen, und bis zu welchem Grade sind sie Herren ihrer eigenen Entwicklung? Auf diese beiden streng gestellten Fragen ist die Antwort schwer. Die Krisis, in der sich die Geistigkeit Frankreichs jetzt windet, hat die neue Generation zu tief erschüttert, als daß eine Formel die Synthese zu geben vermöchte, oder daß eine Diagnose das Fieber, das sie verzehrt, zusammenfassen könnte.

Deshalb will ich auch nur berichten, wie das literarische Leben Frankreichs in den letzten Jahren sich gestaltete und wie es jetzt verläuft. So eitel, voraussagen zu wollen, was morgen sein wird, bin ich nicht.

Wege zum Sozialismus

Herausgegeben von *OTTO JENSSEN*

In dieser Sammlung erscheinen zunächst:

Heinrich Heine und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Hermann Wendel* . . . . . 4 Mark

Robert Owen und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Helene Simon* . . . . . 4 Mark

Saint-Simon und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Gottfried Salomon* . . . . . 4 Mark

Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus. Von *Karl Vorländer* . 6 Mark

Marx als Geschichtsphilosoph. Von *Alfred Braunthal* . . . . . 6 Mark

Lassalle und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Eduard Bernstein* . . . . . 4 Mark

Proudhon und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Gottfried Salomon* . . . . . 6 Mark

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER

BERLIN W 10

DER NEUE RUSSISCHE ROMAN

Soeben erschien:

VICTOR PANIN
Die schwere Stunde

Roman

12 Mark, gebunden 15 Mark

☆

Dieser Roman ist das erste Werk, das die Zustände im heutigen bolschewistischen Rußland in künstlerischer Form erfaßt. Mit der Hellsichtigkeit und seltsamen Eindringlichkeit russischer Erzählerkunst ist das Einzelschicksal der Gestalten dieses Buches lebendig gemacht und in den Kreis allgemeinen Geschehens verflochten. Durch die brennenden Augen, die glühende Seele eines Dichters sieht man das kommunistische Moskau; Menschen, die hungern und frieren, bluten und töten, leiden und lieben, bald in trägen Fatalismus versinken, bald in kühnem, grenzenlosem Erlöserdrange sich emporschwingen. Ein starker Glaube an bessere Zukunft hebt das Buch über seine stofflichen Grenzen hinaus: Die schwere Stunde der Menschheit, aus der ein neues Leben hervorgehen soll in grausamem, furchtbarem Kampfe, das ist das Bild der Gegenwart.

☆

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN